Reichs-Elternwarte

Die Brücke zwischen Schule und Elternhaus

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 8 1941

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

1088

TRANSFER
NOV 5 1945
Serial Record Division
The Library of Congress
Copy

Das neue Brüderchen

Aufnahme: Heinrich Richter

Fragen, die uns angehen

Wer haftet für Umzugsschäden?

Der Mieter ist aus seiner Wohnung ausgezogen. Beim Herunterbringen des Schrankes wurden in die Treppenwand einige Löcher gestoßen, und auch beim Herabtransport des Klaviers und einiger anderer schwerer Gegenstände ging es nicht ohne Beschädigung der Treppenbekleidung und der Haustür ab. Wer haftet nun für diesen auf solche und ähnliche Weise entstandenen Schaden? Diese Frage taucht bei zahlreichen Umzügen auf.

Beschädigt werden Vermögenswerte, die dem Vermieter als Hauseigentümer gehören. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Vermieter auch den entstandenen Schaden endgültig zu tragen hat. Im Gegenteil, er hat einen Ersatzanspruch an den Mieter, und zwar auch dann, wenn im Mietvertrag eine entsprechende Bestimmung nicht enthalten ist, denn der Mieter ist bereits kraft Gesetzes verpflichtet, die Mieträume pfleglich zu behandeln und sie so zurückzugeben, wie er sie beim Einzug vorgefunden hat. Dabei ist es unerheblich, ob der Schaden an der eigentlichen Mietwohnung verursacht worden ist oder an solchen Gegenständen, an denen dem Mieter nur ein Mitbenutzungsrecht zusteht, wie dies zum Beispiel beim Treppenhaus der Fall ist. Unsere Frage ist mithin dahin zu beantworten, daß für die beim Umzug entstehenden Schäden am Grundstück der Mieter dem Vermieter gegenüber haftet. An dieser Rechtslage ändert sich auch dadurch nichts, daß sich der Mieter beim Auszug seines Dienstpersonals oder eines Möbeltransportgeschäfts bedient, das den Umzug mit von ihm gestellten Personal bewerkstelligt. Denn für die dadurch verursachten Umzugsschäden haftet der Mieter genau so, wie wenn er selbst fahrlässig gehandelt hätte.

Eine weitere Frage ist aber die, ob nun der Mieter sich nicht an der zugezogenen Möbeltransportfirma schadlos halten kann. Diese Frage ist grundsätzlich zu bejahen, denn diese Firma muß den ihr aufgetragenen Umzug sorgfältig ausführen. Kommt sie dieser Pflicht nicht nach, und dies ist der Fall, wenn durch unvorsichtiges und mithin fahrlässiges Vorgehen Schaden im Treppenhaus und dergleichen angerichtet wird, so ist sie dem Mieter schadensersatzpflichtig. Dies gilt natürlich auch dann, wenn der Inhaber der Transportfirma den Transport nicht selbst ausführt, sondern durch in seinen Diensten stehende Leute ausführen läßt, wie dies fast in der Regel der Fall ist. Ein Schadensersatzanspruch besteht nur dann nicht, wenn durch Vereinbarung zwischen Mieter und Transportfirma deren Haftung ausdrücklich ausgeschlossen wird. In diesem Falle bleibt der Schaden endgültig beim Mieter hängen.

Auch ein Vorgehen des Vermieters gegen die Umzugsleute selbst ist an sich möglich, da diese für fahrlässige Beschädigungen seines Eigentums ebenfalls haften; doch wird dieser Anspruch in der Praxis kaum jemals verfolgt, insbesondere weil bei den Umzugsleuten in der Regel nicht viel zu holen sein wird.

Möglich ist schließlich, daß der Vermieter wegen seiner Schadensersatzansprüche unmittelbar gegen die Transportfirma vorgeht, indem er sich den dem Mieter gegen diese zustehenden Ersatzanspruch zu diesem Zwecke abtreten läßt. Diese Maßnahme kommt natürlich dann nicht in Frage, wenn der Mieter der Transportfirma die Haftung für etwa entstehende Umzugsschäden vertraglich erlassen hat.

Neuordnung des Stenotypistinnenberufes

Der Stenotypistinnenberuf gehörte bisher zu den Berufen ohne vorgeschriebene Berufsausbildung. Die Verpflichtung, eine praktische Lehrzeit durchzumachen, wie für die handwerklichen Berufe, die kaufmännischen Berufe und für die meisten sonstigen Berufe der gewerblichen Wirtschaft besteht, war bisher für den Stenotypistinnenberuf noch nicht eingeführt.

Nunmehr hat das Reichsinstitut für Berufsausbildung in Handel und Gewerbe unter Beteiligung der Reichsgruppen Handel, Industrie, Fremdenverkehr, Spedition und Lagerei, Versicherungen sowie Banken ein Berufsbild aufgestellt, das eine zweijährige Lehrzeit einführt. Dabei wird aber der Tatsache Rechnung getragen, daß bisher im allgemeinen die Ausbildung der Stenotypistinnen in den öffentlichen und privaten kaufmännischen Berufsfachschulen erfolgte, und es wird daher der erfolgreiche Besuch einer anerkannten Berufsfachschule von wenigstens 2 Jahren mit 1½ Jahren, von mindestens einem Jahr mit ½ Jahr angerechnet. Die Neuregelung gilt zunächst nur für Betriebe der gewerblichen Wirtschaft, nicht dagegen für die Betriebe der Verwaltung und die bei freien Berufen beschäftigten Stenotypistinnen. Neu ist die Festsetzung der Berufsbezeichnung „Bürogehilfin". Das Arbeitsgebiet der Bürogehilfin umschreibt das Berufsbild wie folgt: „Ausführen von büromäßigen Hilfsarbeiten in der kaufmännischen Verwaltung." In der Ausbildungszeit sollen die nachfolgend aufgeführten Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelt werden:

Notwendige: Ausführen einfacher Arbeiten im Schriftverkehr (mit Maschine und Hand) nach Diktat oder Schema; Abfassen und Anfertigen kurzer einfacher Schreiben nach allgemeinen Angaben. Ueben und Anwenden der Kenntnisse in Kurzschrift und Maschinenschreiben in der Betriebspraxis. Ausführen von Kartei-, Registratur- und einfachen statistischen Arbeiten. Behandeln der aus- und eingehenden Post. Ordnen und Verwalten laufender Vorgänge; Terminüberwachung. Führen einer kleinen Kasse. Verwalten von Büromaterial. Ausführen von Hilfsarbeiten — auch rechnerischer Art, sowie Führen von vorläufigen Aufzeichnungen und Hilfsbüchern — im Buchhaltungs-, Lager-, Rechnungs- und Kontrollwesen des Betriebes. Ausführen einfacher Arbeiten im Verkehr mit Bank, Post, Eisenbahn, z. B. Nachrichtenübermitteln, Versenden, einfache Zahlungsvorgänge. Kennenlernen der wesentlichen Betriebsvorgänge, soweit es für eine sinnvolle Ausführung der einschlägigen Büroarbeit erforderlich ist.

Erwünschte: Handhaben und Pflegen von gebräuchlichen Büromaschinen und Büroapparaten.

Es ergibt sich aus vorstehender Uebersicht, daß ein Teil der im Berufsbild angeführten Fertigkeiten und Kenntnisse nur schwer in der Praxis selbst erworben werden kann. Mindestens Kurzschrift und Maschinenschreiben müssen schulmäßig erlernt werden, worauf auch eine Fußnote des Berufsbildes ausdrücklich hinweist. Der Besuch einer öffentlichen oder privaten Berufsfachschule vor dem Eintritt in die praktische Ausbildung wird sich daher nach wie vor als zweckmäßig erweisen. Da der Besuch einer berufsvorbereitenden Schule auf die Lehrzeit angerechnet wird, ist infolgedessen also damit zu rechnen, daß der Zugang zum Stenotypistinnenberuf sich wie bisher zu einem großen Teil über die öffentlichen und privaten Handelsschulen vollzieht.

Bisher erschienene Beiträge zur Aufsatzreihe „Wir helfen bei der Schularbeit"

Rechenunterricht:

Schulanfänger lernen rechnen .. 8/1938
Das Einmaleins 8/1938
Die Bruchrechnung 4/1938
Die Prozentrechnung 25/1940
Die Promillerechnung 5/1941
Die Zinsrechnung 6, 7/1941
Borgen, Wechseln und Ergänzen 23/1938
Rechnen für Sexta-Anwärter .. 4, 5/1939
Rechnen zur Aufnahmeprüfung .. 6/1939
Die Dezimalbrüche 7/1939
Rechnen für die Kleinsten 8/1939
Acht Jahre Rechnen 9/1939
Fehler beim schriftlichen Malnehmen 9/1939
Der Rechenplan der Volksschule 11/1939
Die Bruchrechnung 19/1940
Schlußrechnung I. Teil 13/1939
Schlußrechnung II. Teil 14/1939
Schlußrechnung III. Teil 17/1939
Die Zeitrechnung 18, 20/1939
Münzen und Maße 15/1939
Wie teile ich ab? 1/1940
Wiederholen 19/1939
Übungsstoffe für das 8. Schuljahr 1, 2/1941
Übungsstoffe f. d. 5.—8. Schuljahr 3, 4/1941

Deutschunterricht:

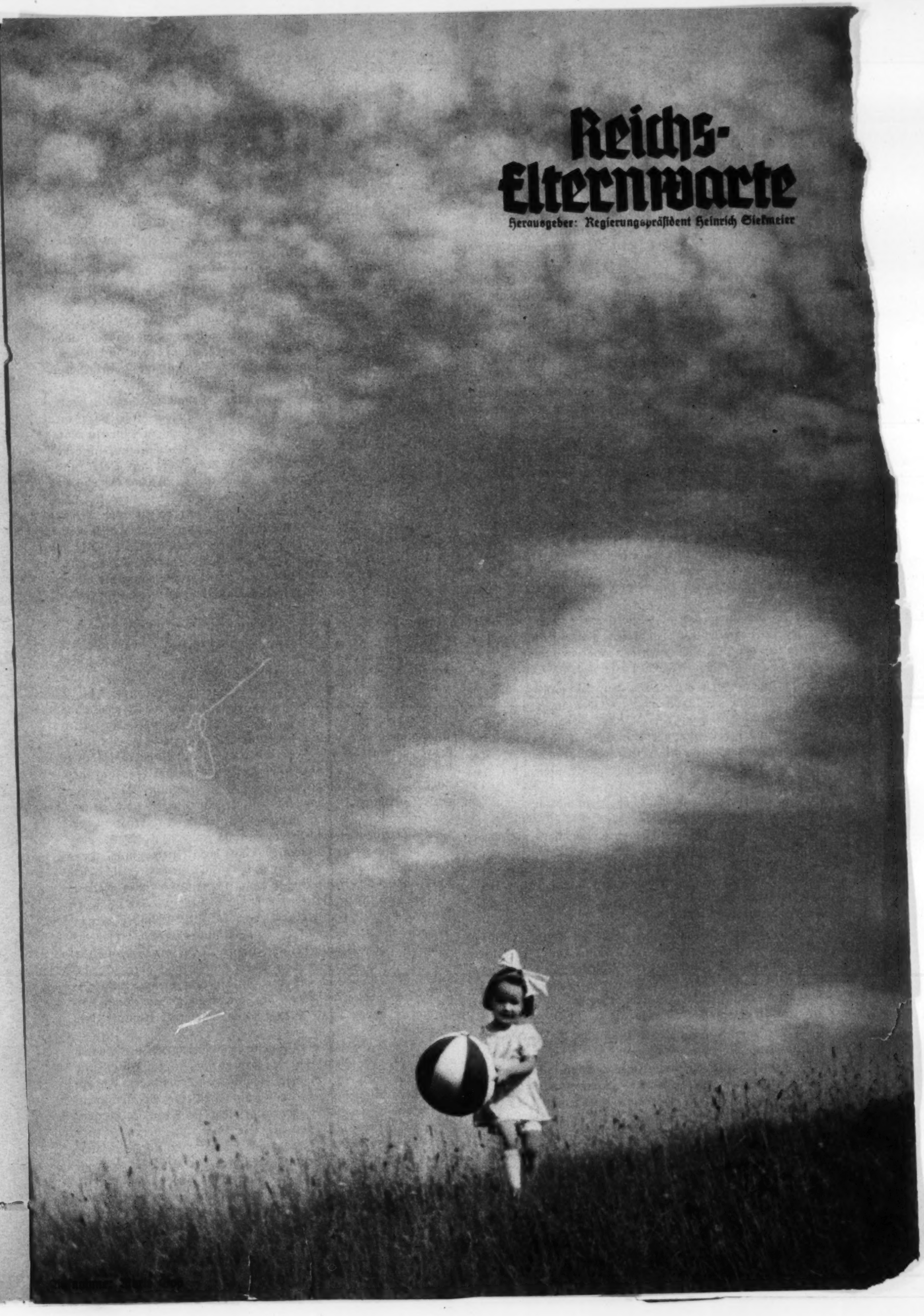
Schulanfänger lernen schreiben .. 8/1938
Leserlernen — einst und jetzt 7/1938
Die Fibel und wir Eltern 11/1938
Die Satzlehre 5/1938
Der Nebensatz 6/1938, 7/1938
Die bösen Verhältniswörter 25/1938
„Groß" oder „klein" 3/1939
„Das" oder „daß" 21/1940
Nachschrift und Fehlerverbesserung 13/1938
Häusliche Leseübungen 20/1938
Der Aufsatz 2/1938, 18/1938
Das Gedicht im Deutschunterricht 17/1938
Die Zeitung im Unterricht 4/1939
Lesenlernen — Lesenlehren 8/1939
Ein neuer Weg, Lesen und Schreiben zu lehren 10/1939
Muttersprache im Hause 11/1939
Wörtlich oder nichtwörtlich 13/1939
Der Aufsatz — das Familienübel 14/1939
Die Grundbedeutung der Wörter 19/1939
Schreibunterricht 2/1940
Auswendiglernen 5/1940
Zeichenfehler 16/1940

Naturkunde:

Pilze 21/1938
Haben Tiere Angst? 22/1938
Die Fledermaus 25/1938
Der Wald im Winter 1/1939
Weidenkätzchen 6/1940
Maikäfer 7/1940

Reichs-Elternwarte

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Zeitnahe Jugend

Das konnte die Großmutter nicht begreifen, daß ihre beiden Enkelkinder von dem Märchenfilm so gar nicht begeistert waren. Sie selber hatte sich schon tagelang auf diesen Kinobesuch gefreut — im Hinblick auf die Kinder, versteht sich —, und sie hatte es sich ausgemalt, mit welcher Spannung die beiden die Vorgänge auf der Leinewand verfolgen und wie beeindruckt sie von dieser Veranstaltung nach Hause gehen würden.

„Wenn die Wochenschau nicht dabeigewesen wäre, hätten sich der Weg und das Geld nicht gelohnt", äußerte sich in seiner freimütigen — die Großmutter nannte es „schnodderigen" — Art der zwölfjährige Rolf, als die Großmutter ihn fragte, wie ihm denn das herrliche Märchen gefallen hätte. Und die elfjährige Ursula meinte: „Na ja, der Film war ja ganz schön; aber weißt Du, Großmutter, der Drache war ja gar kein richtiger Drache, da steckten bestimmt Menschen in der Drachenhaut, und die taten so, als ob sie ein Drache wären. Im übrigen gibt es ja gar keine Drachen, auch früher hat es keine gegeben."

Großmutter, die sich ganz dem Spiel hingegeben, die das Märchen wirklich erlebt hatte und das Wunder des Kinos dazu, war betrübt über ihre „blasierten" Enkelkinder. Und auch darüber, daß sie um die Freude gekommen war, die sie sich davon versprochen hatte, den Kindern ein Erlebnis bereitet zu haben.

Genau so betrübt war die Tante Lisa, die mit dem kleinen Peter spazieren ging und ihn vorsorglich vor dem Ueberschreiten der Straße warnte: „Da kommt das Tut-Tut-Auto und fährt den kleinen Peter tot!"

„Ach, du meinst den Mercedes, der da mit mindestens sechzig Sachen um die Ecke braust. Den habe ich schon längst gesehen, und daß er den Winker heraus hat auch", hatte die Antwort des Steppke gelautet. Und Tante Lisa hatte sich ein wenig geschämt. Aber betrübt war sie auch, und zwar darüber, daß selbst schon die Kleinsten sich „unkindlich" gaben.

Sind sie heutzutage wirklich so „unkindlich", unsere Kleinen und Kleinsten?

Gehen wir, um die Frage zu beantworten, doch mal drei bis vier Jahrzehnte zurück, in die Zeit, als Tante Lisa noch Hängezöpfe trug oder gar fünf oder sechs Jahrzehnte, als die Großmutter noch in der Fibel buchstabierte. Und versetzen wir uns auf einen Bauernhof, auf dem mit uns Besuch aus der Großstadt weilt.

„Zeige doch unserm Mariannchen mal die Muhkühe und die Nutschischweinchen!" fordert die Tante aus der Stadt das dralle achtjährige Bärbele, die Tochter des Bauern, auf. Erst sieht das Bärbele die Tante ein wenig verdutzt an und denkt: „Na spricht die aber komisch". Und dann stapft sie, das Mariannchen bei der Hand nehmend, los.

„Das ist hier die Rotbunte, die gibt alle Tage zwanzig Liter Milch. Und hier die Stärke, die hat dies Jahr das erste Kalb gehabt. Und die hier, unsere Bleß, ist tragend. Die kleine weißbunte Färse nebenan kommt erst nächstes Jahr zum Stier", lauten Bärbeles Erklärungen, denen Mariannchen verständnislos, ihre Mutter aber voll Entsetzen zuhört. Sie flüchtet mit ihrem Mariannchen vor solch „unkindlichem" Umgang. Und sie wagt nachher gegenüber der Bäuerin ein paar Bemerkungen über die befremdliche, unkindliche Art und Weise, in der sich das Bärbele gibt.

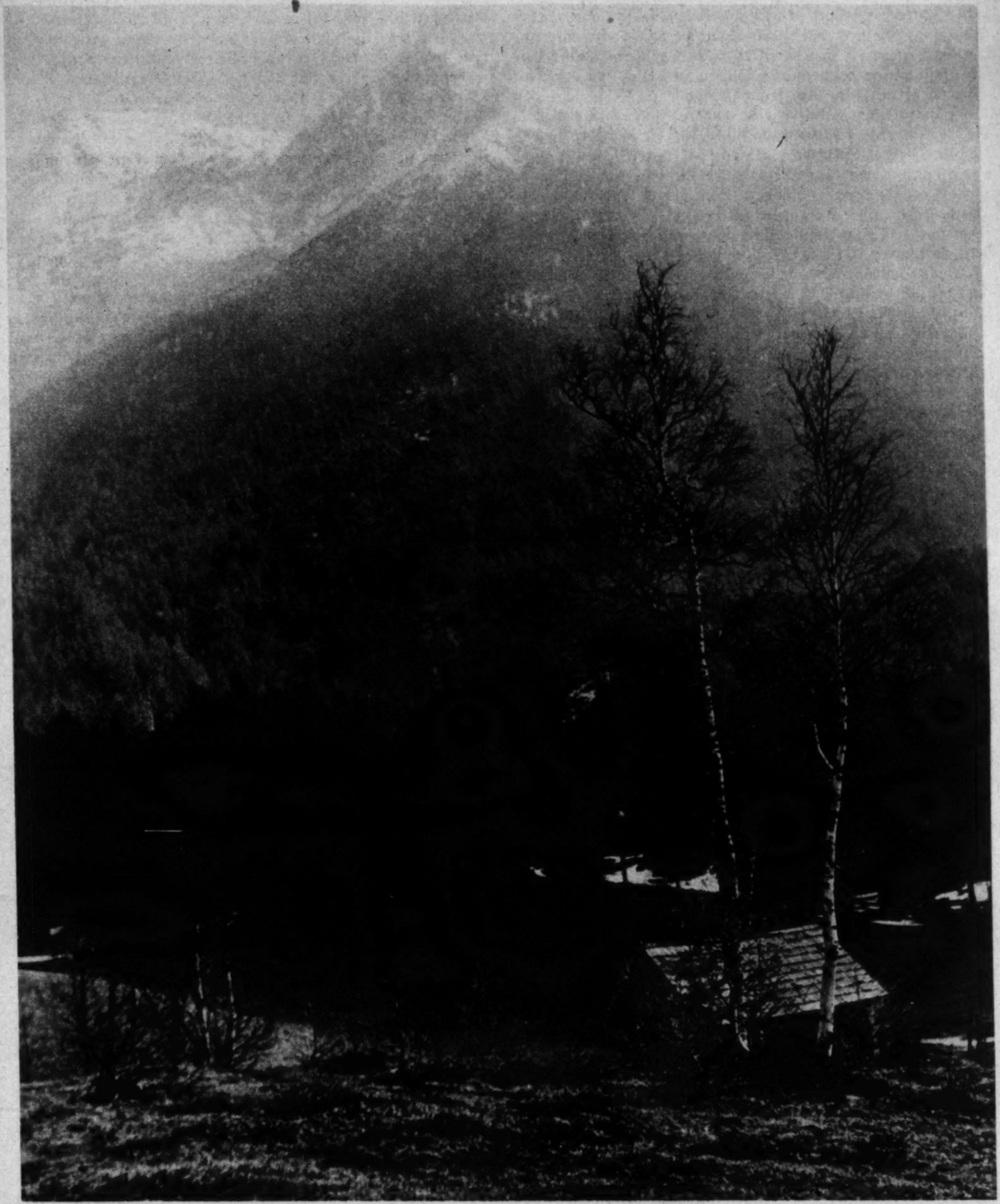
Ohne bei deren Mutter auf Verständnis zu stoßen. „Das ist doch so", lautete deren Antwort. „Bärbele hört das und sieht das alle Tage und weiß das, und wir freuen uns darüber und meinen, daß aus dem Mädel mal eine tüchtige Bauernfrau wird." Mariannchens Mutter aber erzählte, wieder von ihrer Besuchsreise heimgekehrt, noch wochenlang ihren Freundinnen und Bekannten von dem „unkindlichen" Bärbele.

Solches trug sich, wie schon gesagt, vor vierzig oder fünfzig Jahren zu. Auch damals gab es schon Kinder, über deren unkindliches Benehmen oder über deren unkindliche Ausdrucksweise sich wohlmeinende Tanten und sonstige Anverwandte glaubten entrüsten zu müssen.

Sie entrüsteten sich zu Unrecht. Genau so wie sich heute die um ihre Sensation gekommene Großmutter oder die technisch völlig unbewanderte Tante Lisa zu Unrecht entrüstete. Bärbele gab sich durchaus nicht unkindlich, sondern nur natürlich, genau so wie sich der Rolf, der Peter und die Ursula natürlich gaben. Was in die kleinen Begebnisse von damals oder heute die Unstimmigkeit brachte, das waren die falschen Voraussetzungen, mit denen dort Mariannchens Mutter und hier die Großmutter oder Tante Lisa an die Kinder herantraten. Mariannchens Mutter sah Klein-Bärbele mit den Augen der Großstädterin an, Tante Lisa und die Großmutter lebten in der Vorstellungswelt ihrer eigenen Kindheit, die für die Gegenwart keine Gültigkeit mehr hat.

Zu allen Zeiten hat das Unterfangen der Eltern oder Anverwandten, die Kinder für das zu begeistern, was sie einst selber begeisterte, zu Mißerfolgen geführt. Die Alten spielten in ihrer Jugend Blindekuh und Drittenabschlagen und glaubten, daß es nichts Unterhaltsameres gäbe; ihre Kinder aber spielen Fußball oder tummeln sich auf der Aschenbahn. Die Alten gingen einst baden; die Jugend aber geht schwimmen und lächelt über die „Wasserpantscherei" ihrer Väter und Mütter. Jede Generation hat nun einmal ihre besonderen Ideale, im Spiel sowohl, wie bei der sonstigen über das Spiel hinausreichenden Beschäftigung. Vater mag seinen „Robinson" und seinen „Lederstrumpf" noch so anpreisen, seine Jungen greifen doch zum Detektivschmöker oder zur abenteuerlichen Erzählung aus dem Welt- oder dem gegenwärtigen Kriege. Und die Mutter mag ihren Mädeln noch so oft erzählen, wie stolz sie war, schon als Zwölf- oder Dreizehnjährige einen Strumpf — mit Hacken! — ohne jede Hilfe stricken zu können, diese werden doch den Erwerb des Leistungsabzeichens des BdM. höher veranschlagen als die Fertigkeit im Strümpfestricken. Ja, der durch die ganze Menschheitsgeschichte zu verfolgende, geradezu ewige Gegensatz zwischen Vater und Sohn oder schlechthin zwischen jung und alt, der sich oft zum Drama zuspitzte, ist letztlich nichts anderes, als ein Kampf um das zeitgebundene Ideal. Und Sieger blieb in diesem Kampfe stets die Jugend.

Zu allen Zeiten hat die Jugend dem Geschehen der Gegenwart nähergestanden als die Generation ihrer Väter und Großväter. Durch keinerlei Erinnerung beschwert, durch kein Vorurteil gebunden, auch nicht durch die Erfahrungen, wie sie das Leben lehrt, gehemmt, lebt sie ganz der Gegenwart. Nur sie gibt ihnen die Elemente, aus denen sie sich ihr Weltbild formt. Das muß naturgemäß anders aussehen als das der Generationen, die vor ihr da waren. Darum kann für den Rolf — abgesehen davon, daß er mit seinen zwölf Jahren dem Märchenzeitalter schon entwachsen ist — das Betrachten des Märchenfilmes nicht die volle Erfüllung eines Wunschtraumes bedeuten. Er ist ein Kind



Frühlingsahnen Aufnahme: Marie Goß

der Gegenwart und ganz speziell der deutschen Gegenwart. In sie hinein wurde er geboren; sie umbrandete und beeindruckte ihn von dem Tage an, da seine Sinne wach wurden. Sie erlebt er auf der Straße, in der Schule, auf dem Uebungsgelände des Jungvolks und auf dem Sportplatz, und nach Maßgabe seiner Auffassungsgabe lassen ihn seine Erzieher bewußt daran teilnehmen. Er weiß, was der Führer für Deutschland tat, er weiß, wer die Feinde seines Vaterlandes sind und weshalb sie es sind. Er weiß, worum es in diesem Kriege geht. Daneben ist er ein Kind unserer technischen Zeit. Wo gibt es in Deutschland einen Jungen, der noch nie in einem Kraftwagen gefahren wäre, wo einen, der nicht vom Motor aus eigener Anschauung eine Vorstellung hätte?! Zeitnah ist der deutsche Junge; zeitnah auch das deutsche Mädel. Sie wissen, was unser Pakt mit Rußland für beide Staaten wirtschaftlich bedeutet; sie wissen, warum jede Tonne versenkten Schiffsraumes uns dem Endsieg über England näherführt.

Das wissen die Großmutter und Tante Lisa zwar auch; acht Jahre politischer Erziehung haben ja schließlich jeden Deutschen zu einem politischen Kämpfer oder doch wenigstens zu einem politisch denkenden Menschen gemacht. Aber was sie nicht wissen oder immer wieder vergessen, ist, daß die Jugend genau so in der Front steht wie sie selber, und daß unser stählernes Zeitalter eine andere Jugend formte als die, der sie einst selber angehörten. Für die heutige Jugend ist das Wort Politik kein Wort ohne begrifflichen Inhalt und ist der Krieg kein Ereignis, bei dem sie nur Zuschauer sind. Deshalb kann es schon geschehen, daß einem Rolf die Wochenschau viel viel mehr interessiert als der Märchenfilm, und daß eine Ursula kühl abwägend der Technik nachgeht, mit deren Hilfe der Film zustande kam.

„Arme Jugend, der alle Gemütswerte verloren gingen!" hat die Großmutter vielleicht später in ihrem Kaffeekränzchen geklagt.

Wirklich „arme Jugend"?

Mariannchens Mutter wird nach dem Abenteuer, das sie mit dem Bärbele im Kuhstall erlebte, wohl auch das Bärbele bedauert haben, das schon so früh der ungeschminkten Wahrheit ins Gesicht sehen mußte, und das von der „Poesie" der Muhkühe und Nutschischweinchen so rein gar nichts zu verspüren bekam. Doch Bärbele hatte sich dabei ganz glücklich gefühlt. So glücklich wie ein Kind, das sein Leben erleben und seinen Lebenskreis auf die ihm gemäße Art ausfüllen darf. Daß sein Lebenskreis ein anderer, ein herberer war, als der von Mariannchen, das kam ihm nicht als etwaiger Mangel zum Bewußtsein; denn seine Seele war ganz erfüllt von all den Vorstellungen, die seine Umwelt schuf, es hatte seinen Ausgleich in der Wirklichkeit. Mitzuerleben, sich helfend in den heimischen Lebenskreis zu stellen, das war sein Glück, das seine Seele reich machte und ihm auch noch Zeit und Gelegenheit ließ, ganz Kind zu sein. Auf andere Art allerdings als Mariannchen. Und, Bärbele zu bedauern, war völlig unangebracht.

Auch Rolf und Ursula sind nicht bedauernswert. Sie sind nicht arm zu nennen, und es ist fehl am Platze, zu behaupten, sie seien um alle Gemütswerte gebracht worden, weil sie das Märchen und selbst der Märchenfilm nicht so anspricht, wie es nach der Ansicht Erwachsener der Fall sein müßte. Eher sind sie zu beneiden. Und zwar deswegen, weil sie beispielhaft die Forderung erfüllen, die heute jedem Deutschen gestellt ist, nämlich „mit ganzer Seele" zu und in der großen schicksalhaften Gegenwart zu stehen. Ihre Seelen spüren die Größe der Zeit, in der nur das Daseinsberechtigung hat, was notwendig ist für den Endsieg im Daseinskampf unseres Volkes. Dafür eine Begeisterung aufzubringen, die alle andern Regungen übertönt, das hat die deutsche Jugend im gegenwärtigen Kriege gekonnt. Und nur, was auf dieser Ebene des Zeitgeschehens liegt, spricht sie an und findet ihr Interesse.

Das schließt nicht aus, daß zu gegebener Zeit die Mädchen und auch die Jungen andächtig zu Großmutters Füßen sitzen und gläubig — „als sei alles wahr" — den alten Märchen lauschen, die keiner wie sie erzählen und die kein Volk wie das deutsche als tiefste Offenbarung seiner Seele aufweisen kann.

Zur Stunde allerdings „geht die Wochenschau vor"!

Nach der Schule

Aufnahme: F. Baumeister

Wir helfen bei der Schularbeit

Die Zinsrechnung (Dritter Teil) / Von Lehrer Willy Kranz

Wir haben in der Zinsrechnung bisher von den vier Grundaufgaben: Berechnung von Zinsen, Zinsfuß, Kapital und Zeit! die erste Aufgabe behandelt! Wir waren stehengeblieben: Berechnung der Zinsen für Tage! Und stellten in unserer letzten Rechenstunde fest: Die Hauptsache hierbei ist die Errechnung der Zinstage. Wir zeigten e i n e n Weg (nachlesen!) — wir können es auch anders machen! Wir merken uns alsdann: Der Tag des Ausleihens und der Zurückzahlung des Kapitals werden als ein Tag gerechnet! Vom 27. November bis 9. April sind wieviel Zinstage? Ausrechnung: Vom 27. November bis 27. März sind es 4 Monate; vom 27. bis 30. März rechnen wir 3 Tage (der Zinsmonat hat bekanntlich durchweg 30 Tage!), dazu die 9 Tage im April ergeben zusammen 4 Monate 12 Tage gleich 132 Zinstage. —

Aufgaben zur Zinsenberechnung:

Wieviel Zinsen bringen 250 RM zu 5% in 36 Tagen?

Ausrechnung:

1. L ö s u n g: Nach der „Zerfällungsmethode" wandle ich um: 36 Tage = $^1/_{10}$ Jahr; 250 RM zu 5% in $^1/_{10}$ Jahr ist dasselbe wie: 250 RM zu ½% in 1 Jahr! (Warum?) Also: 1% = 2,50 RM; ½% = <u>1,25 RM Zs.</u>

2. L ö s u n g: 250 RM sind 2½ Hundert (2,50 Hundert) oder das 2½fache vom Hundert. Wenn 100 RM in $^1/_{10}$ Jahr (36 Tage!) zu 5% an Zinsen 0,50 RM bringen, dann 250 RM das 2½fache von 0,50 RM = <u>1,25 RM Zs.</u>

3. L ö s u n g: 5% = $^1/_{20}$ vom Grundwert — auf ein Jahr bezogen! Dasselbe auf $^1/_{10}$ Jahr übertragen, ergibt $^1/_{200}$ vom Grundwert an Zinsen. Also: 250 : 200 = $^{250}/_{200}$ = $1\,^{50}/_{200}$ = 1¼ = <u>1,25 RM Zs.</u>

4. L ö s u n g:

Ansatz: 100 RM Kapital bringen in 360 Tg. 5 RM Zs.
250 „ „ „ „ 36 „ ? „ „

Bruchsatz (am Bruchstrich):

$$\frac{\overset{25}{\cancel{250}} \cdot \cancel{36} \cdot 5}{100 \cdot \underset{10}{\cancel{360}}} \text{ RM} = {}^{125}/_{100} = 1{,}25 \text{ RM Zs.}$$

5. L ö s u n g: Wir wissen: Die Reihenfolge der Faktoren spielt beim Malnehmen keine Rolle. 5 mal 6 mal 8 ergibt dasselbe wie 6 . 8 . 5 oder 8 . 5 . 6 usw. Also: 5 % = 0,05 (Warum? 1 % = $^1/_{100}$, dezimal geschrieben 0,01; und wie läßt sich nun weiter schließen?) 1 % = 0,01; ½ % = 0,005 (Wieso? $\frac{0{,}01}{10}$: 2 = 0,005). Mit Bezug auf unsere Aufgabe rechnen wir

demnach: $\frac{250 \cdot 0{,}005}{1{,}250}$ = <u>1,25 RM Zs.</u>

6. L ö s u n g: Und wenn wir noch weitergehender als bei Lösung 1 „zerfällen" wollen, dann so:

250 RM zu 5 % in $^1/_{10}$ Jahr
250 RM zu ½ % in 1 Jahr
50 RM zu 2½ % in 1 Jahr
100 RM zu 1¼ % in 1 Jahr = **1,25 RM Zs.**

Wir erkennen hier: Das Sovielfache an Kapital entspricht dem sovielten Teil im Zinsfuß! Und umgekehrt! Wir wissen ferner:

1. Die Zinsen wachsen mit dem Kapital!

100 RM zu 4 % = 4 RM Zs.
500 RM zu 4 % = 20 RM Zs.
1000 RM zu 4 % = 40 RM Zs.
usw.

2. Die Zinsen wachsen mit dem Zinsfuß!

100 RM zu 1 % = 1 RM Zs.
100 RM zu 2 % = 2 RM Zs.
100 RM zu 5 % = 5 RM Zs.
usw.

3. Die Zinsen wachsen mit der Zeit!

100 RM zu 2 % in 1 Jahr 2 RM Zs.
100 RM zu 2 % in 2 Jahren 4 RM Zs.
100 RM zu 2 % in 4 Jahren 8 RM Zs.
usw.

Und folgende „Regel" wollen wir uns zum Abschluß der Grundaufgabe: Berechnung der Zinsen! merken:

1 RM Kapital bringt in einem Jahre zu 1 % 1 Rpf Zinsen!

(1 % = 1/100 vom Grundwert!
1 Rpf = 1/100 von 1 RM!)
oder
(100 Rpf zu 1 % = 1 Rpf Zs.) —

Seht euch auch die graphischen Darstellungen zur Zinsrechnung in euern Rechenbüchern an. Die Zeichnungen veranschaulichen sehr gut unsere Erkenntnisse über die Wechselbeziehungen von Zinsen einerseits und Kapital, Zinsfuß und Zeit andererseits! —

Wir wenden uns nun der zweiten Grundaufgabe in der Zinsrechnung zu: Berechnung des Zinsfußes!

Dieser Rechenabschnitt hat nicht die Bedeutung wie die Frage nach den Zinsen. Der Zinsfuß ist im heutigen Wirtschaftsleben zum größten Teil gesetzlich verankert. Sparkassen, Banken und sonstige öffentliche Kreditinstitute haben ihre genau festgelegten Zinssätze. Danach müssen sich auch Private richten. Aber in einigen Fällen des praktischen Lebens gewinnt die Frage nach dem Zinsfuß doch ihre Bedeutung. Zum Beispiel in diesem Fall: Jemand hat flüssiges Geld, das er mit möglichst hohem Zinsgewinn anlegen will. Merken wir: Es ist eine feststehende Tatsache im Geldverkehr, daß Zinsen und Sicherheit der Geldanlage im umgekehrten Verhältnis zueinander stehen. Je niedriger die Zinseinnahme, also der Zinsfuß, je sicherer das Geld. Je höher der Zinsfuß, je weniger Sicherheit für das Kapital. Da stehen verlockende Angebote für Geschäftsbeteiligung in der Zeitung! Hohe Gewinne werden versprochen — sehr oft geht aber dabei das ganze Einlagekapital verloren. Auch Spekulationen an der Börse mit Wertpapieren versprechen auf den ersten Blick höhere Gewinne, als sie der Zinsfuß einer Sparkasse vermitteln kann. Aber, aber — die Sicherheit! Der Laie auf dem Gebiete der Geldwirtschaft wird es vorziehen, sein Geld, wenn nicht auf der Sparkasse, so etwa in Grund und Boden anzulegen. Er erzielt dabei eine bessere Verzinsung, als auf der Sparkasse — hat aber auch dafür mehr Mühe und Sorgen. Aber der Sicherheitsfaktor ist ungleich höher als bei Spekulationen an der Börse, bei Geschäftsbeteiligungen usw. Und da taucht beim Hauskauf die Frage nach der Verzinsung auf. Wie hoch, d. h. zu welchem Zinsfuß verzinst sich da mein hineingestecktes Geld? Ein Miethaus verzinst sich besser als eine Einfamilienvilla. Nach Abzug aller Unkosten und Ausgaben am Hause — Steuern, Versicherungsprämien für Feuer usw., Wasser, Schornsteinfeger, Hypothekenzinsen (falls das Haus nicht schuldenfrei, also „belastet" ist!) und Rücklage für Reparaturen — bleibt aus Mieten des Hauses, nehmen wir einmal an, ein Reingewinn von jährlich 1400,— RM. Der Interessent (Käufer) für dieses Miethaus muß eine Kaufsumme von 20 000 Reichsmark aufbringen. Das ist die Summe, die er andernfalls auf die Sparkasse gebracht hätte und nun „zinsbringend" im Hauskauf anlegen will. Für ihn entsteht nun die vorhin erwähnte Frage: Wie hoch ist hier der Zinsfuß im Vergleich zur Sparkasse? Es ergibt sich folgende Geldlage: 20 000,— RM ergeben jährlich 1400,— RM Gewinn (Verzinsung!). Wenn wir nun das Wesen des Zinsfußes erfassen wollen, so überlegen wir folgendermaßen: Die „Normalzahl" (der Grundwert bei Prozent!) ist hier 100,— RM; die „Normalzeit" ein Jahr! Wenn ich also errechne, wieviel RM Zinsen 100 RM Kapital in einem Jahre bringen, dann habe ich hiermit auch die Frage nach der Höhe des Zinsfußes beantwortet! In dem oben angezogenen Falle also schält sich folgender Ansatz heraus:

1. Der Bedingungssatz (das Bekannte, das Gegebene); 2. der Fragesatz (das Unbekannte, Gesuchte!) —

20 000,— RM Kapital bringen in 1 Jahr 1400,— RM Zs.
100,— RM Kapital bringen in 1 Jahr ? RM Zs.

Ausrechnung: 100 ist der zweihundertste Teil von 20000 gleich 1/200 davon; 1400 : 200 = 7; der Zinsfuß beträgt in unserm Hauskaufbeispiel demnach 7 %. —

Noch in einer anderen Beziehung mag es uns interessieren, den Zinsfuß zu berechnen. In unserm Rechenbuch steht eine Aufgabengruppe aus der Zinsrechnung: Wucher oder nicht? Wir schlagen die Zeitung auf und lesen:

— 200 RM —
sofort zu leihen gesucht. Rückgabe nach drei Monaten in Höhe von 225 RM. Angebote erbeten unter Nr. 1898 an die Geschäftsstelle dieses Blattes.

Wir überlegen und rechnen: Ansatz:

200 RM Kapital bringen in 3 Mon. 25 RM Zs.
100 RM Kapital bringen in 12 Mon. ? RM Zs.

Ausrechnung:

200 RM — 3 Mon. — 25 RM Zs.
200 RM — 12 Mon. — 100 RM Zs.
100 RM — 12 Mon. — 50 RM Zs.

Zinsfuß: 50 %! Also: Wucher?!?

Andere „Wucheraufgaben":

1. Herr Leichtfuß zahlt für 25 RM nach einer Woche 30 RM zurück! —

Wir rechnen:

Ansatz: 25 RM — 1 Woch. — 5 RM Zs.
100 RM — 52 Woch. — ? RM Zs.

Lösung: 25 RM — 1 Woch. — 5 RM Zs.
25 RM — 52 Woch. — 260 RM Zs.
100 RM — 52 Woch. — 1040 RM Zs.

Zinsfuß: 1040 %! Wucher!

2. Herr Geldmann leiht 50 RM aus und läßt sich am nächsten Tage 55 RM zurückzahlen! —

Wir rechnen:

Ansatz: 50 RM — 1 Tg. — 5 RM Zs.
100 RM — 360 Tg. — ? RM Zs.

Lösung: 50 RM — 1 Tg. — 5 RM Zs.
50 RM — 360 Tg. — 1800 RM Zs.
100 RM — 360 Tg. — 3600 RM Zs.

Zinsfuß: 3600 %!

Wucher oder nicht? „Da schweigt des Sängers Höflichkeit", sagt der Dichter! —

Wenn wir uns nun den beiden letzten Grundaufgaben der Zinsrechnung — Berechnung von Kapital und Zeit! — zuwenden, so stellen wir fest, daß diese beiden Aufgabensorten nur formale Bedeutung haben und im praktischen Leben selten zu rechnen sind. Es sei denn, daß Fritzchen so im Vorübergehen die Worte des Nachbarn aufschnappt: Also zu 4 % habe ich 360 RM Zinsen erhalten! Und neugierig ist, zu erfahren, wieviel RM Kapital der Nachbar auf der Bank hat. Geraten wird hier nicht — gerechnet! Daß jährliche Zinsen gemeint sind, stand für unsern Fritz von vornherein fest. Er überlegte also so:

4 RM Zs. erfordern jährlich 100 RM Kapital
360 RM Zs. erfordern jährlich ? RM Kapital

9000 RM, beträgt das Kapital des Nachbarn. —

Wie steht es aber mit folgender Aufgabe: Welches Kapital bringt in 2 Mon. 12 Tg. zu 4 % 3,20 RM Zs.? — Ueberlegt einmal, ihr Jungen und Mädel, ob ihr allein zu Rande kommt. Ich melde mich hierzu in unserer nächsten Rechenstunde. Die heutige Stunde ist zu Ende. Hat es nicht eben zur Pause geklingelt? —

Was wurde aus ihnen?

Der Kugler=Toni

Schon als der kleine Kugler Toni die zweite Volksschulklasse im Städtchen besuchte, hätte sein Lehrer jede Wette eingegangen, daß es mit dem Bübel einmal ein schlimmes Ende nehmen würde. Er hatte wirklich allen Grund, ihm das auf den Kopf zuzusagen. Und wenn je eine Lehrerprophezeihung über die Zukunft eines Schülers in Erfüllung ging, dann bestimmt die seines Erziehers. An die fünfundvierzig Jahre lang hat der Toni seinem Lehrer dieses arg übelgenommen und es ihm zuletzt vorgehalten. Worauf der betagte Oberlehrer lachenden Mundes, aber ebenso überzeugten Herzens wie damals seinem Schüler Abbitte leistete.

Das klingt unglaublich, ist aber die reine Wahrheit. Ich habe die Bestätigung von beiden, die seit langem eine freiwillig übernommene Aufgabe im Dienste der Allgemeinheit nunmehr öfter zusammenführt. Mit dem jetzt pensionierten Oberlehrer arbeitete ich viele Jahre an der gleichen Schule. Den Toni kenne ich seit 15 Jahren. Außerdem ist er lange schon mein Mitarbeiter. Wir erledigen täglich mehrere Stunden im gleichen Raum unsere Dienstgeschäfte.

Was veranlaßte wohl den damals sehr jungen Lehrer, den der Toni selbst und die ganze Stadt als vorzüglichen und kinderlieben Erzieher schätzt, zu einem solch harten Urteil über das Kind?

Ach, der Bub haßte das Stillesitzen und Lernen in der Schule aus tiefstem Herzen, aus einem angeborenen unbändigen Drange nach Freiheit, aus einem unbezähmbaren Hang zum unsteten Herumschweifen. Schon sein Vater hatte das unruhige Blut. Darum war er Zeitungsträger geworden. Nebenbei gärtnerte er noch etwas. Und gar der Onkel! Der war weitgereister Malergeselle. Wenn der daheim von den Herrlichkeiten der deutschen Länder und Städte, etwa von den Wundern des Kölner Domes begeistert erzählte, dann meinte das Bübel, es schon jetzt nicht mehr auf seinem Stuhl daheim aushalten zu können.

Was wunder, wenn der Junge morgens zwar ganz ordentlich mit dem Schulranzen vom elterlichen Häuschen in Richtung Schule forttrabte, die verhaßte Last aber schon bei der Sägemühle unter den Bäumen versteckte und, frei aller Bürde, lustig oft für mehrere Tage spurlos verschwand.

Was nützte das tage-, oft auch nächtelange Suchen nach ihm? Was nützte es, daß ihm der ergrimmte Lehrer erst den Schulhausmeister, später überhaupt nur mehr die Polizei nachschickte? Was nützten die gemeinsamen Beratungen von Vater und Lehrer, wie man den Ausreißer zu einem ordentlichen Schuljungen wandeln könnte? Wenn dem Toni die Sonne schien, wenn ihm die Vögelein in die Ohren jubilierten, zog eine unwiderstehliche Macht ihn einfach in die Weite.

Der Vater hielt es mit der Strenge und glaubte an die unfehlbare Wirkung der Furcht vor seinem erbarmungslos auf das Kind niederklatschenden Leibriemen. Der Lehrer meinte, die bessere Erzieherin sei die verstehende Güte. Er zeigte dem Jungen oft schöne Bilder aus Deutschland und fernen Ländern und verhieß ihm, das alles könne er einmal sehen, wenn er erst groß sei und etwas Ordentliches gelernt habe. Im Schulzimmer hing auch eine Heimatkarte, die noch nicht für die Achtjährigen bestimmt war. Aber gerade sie zog den Toni mächtig an. Jede freie Minute, die er wirklich in der Schule weilte, fuhr er mit dem Zeigestab darauf herum und wußte seinen Kameraden sicher zu erklären: „Schau, wenn man so rübergeht, kommt man ins Österreichische, laufst du aber so runter, bist gleich in Tirol. Und so rauf gehts pfeilgrad in die Münchner Stadt.“

Das Lesen beherrschte der aufgeweckte und raschdenkende Junge gut, im Rechnen reichte es noch bis zehn. Aber beim Schreiben fehlte jede Uebung. Wenn der Bursche nur nicht so oft im Unterricht gefehlt hätte! Die immer größer werdenden Lücken ließen sich letzten Endes bei aller Mühe des Lehrers nicht mehr schließen, ebensowenig, wie an seinem zerrissenen Höschen die vielen klaffenden Löcher. Sie trotzten zuletzt allen Ausbesserungsversuchen seiner Mutter.

Ja, die gute Mutter! Hätte sie nur länger gelebt, sie wäre sein Segen geworden. Aber im zeitigen Frühjahr raffte sie eine tückische Krankheit plötzlich hinweg. Der Vater vermochte mit dem Kleinen nicht lange allein zu bleiben. Er brachte eine Haushälterin in die Wohnung.

Von jetzt an hatte der Toni kaum mehr zu lachen, noch weniger zu beißen. Kam er mittags hungrig heim, dann saß gewöhnlich ein Mensch da, den er nicht kannte, dem aber von seines Vaters Geld gut aufgekocht wurde. Vater kehrte erst nach zwei Uhr vom Zeitungstragen heim. Für den Kleinen gabs meist nur ein paar Brocken oder Kaffee mit Brot. Maulte er darum, dann setzte es Hiebe. Drohte er, es dem Vater zu klagen, dann wurde ihm bedeutet, der Vater erfahre es schon vorher, was für einen frechen, vorlauten Bengel er habe. Der Tag wurde dann am Abend bestimmt mit einem heulenden Tanz vor Vaters Leibriemen beschlossen.

Schläge zu viel, Essen zu wenig, das machte den Toni zum Bettlerkönig! Jawohl. Er bildete sich zum Meister im Betteln aus. Das gelang in seiner Vaterstadt leicht. Die kindliche Scheu vor fremden Häusern und Menschen hatte er längst verloren. Kam er doch beim aushilfsweisen Zeitungstragen in viele Wohnungen. Außerdem erlaubte ein altes Herkommen allen Armen und Bedürftigen das ungestörte Betteln an jedem Freitag. Dies nützte Toni gründlich aus. Was gab es bloß für feine Leckerbissen, von mitleidigen Menschen ohne Schelte oder Hiebe serviert! Ueberdies trug das Betteln viel Geld ein. Geld für die heißbegehrten Bilderbogen! Sie erzählten ihm vom Leben in fremden Ländern, schilderten in grellen Farben aufregende Abenteuer zu Wasser und zu Lande, erfüllten seine Einbildungskraft mit den Lockungen des ungebundenen Lebens in der Ferne.

Eines Mittags schmaust Toni behaglich ein paar flaumige Dampfnudeln in duftender Vanilletunke vor der Türe eines reichen Hauses. Da tritt sein Vater herein und will die Zeitung in den Kasten stecken. Er sieht seinen Sprößling das Bettelbrot verschlingen, haut ihm den Zeitungsranzen um die Ohren, wirft ihn die Treppe hinunter und prügelt ihn in blinder Wut auf der Straße fast zu Tode. Niedergeschlagen im wahrsten Sinne des Wortes stellt das Bübel fest: auch das Sattessen am Bettelbrot wird ihm daheim unmöglich gemacht. Wo findet sich da ein Ausweg? O, er findet einen, den einzigen für ihn möglichen! Und das Schicksal hilft mit rauher aber sicherer Hand dazu.

An einem Nachmittag im August trägt er in der Schultasche Zeitungen aus und kommt dabei vor einem Auslagenfenster mit einem größeren Jungen ins Raufen. Den vollen Ranzen am Riemen schwingend, holt er gerade zum mächtigen Schlage aus, da stürzt sein Gegner ausgleitend zu Boden und der schwere Pack saust in die zersplitternde Scheibe. Es gibt kein Ausweichen! Er war es! Achtzig Mark soll sein Vater bezahlen. Die Haushälterin weiß es schon, als Toni heimkommt. Statt des Mittagessens versetzt sie ihm die erste Tracht Prügel: „... und freu dich, wenn heute der Vater kommt!“

Toni glaubt den Leibriemen mit der harten Messingschnalle schon zu fühlen und läuft mit noch rollenden Tränen auf die Jahrmarktswiese, wo gerade ein Zirkus aufgebaut wird. Er will sich zwischen die Wagen verkriechen. Da stockt ihm der Herzschlag vor Entsetzen: Er muß mitansehen, wie der Zirkusinhaber seinen etwa vierzehnjährigen Sohn mit einer ledernen Hundepeitsche unmenschlich mißhandelt. Der Geschlagene reißt sich endlich los und flüchtet wehklagend auf einen hohen Holzstoß. Sein roher Vater verschwindet im Zelt. Herrgott! Diesem vielbeneideten Jungen aus dem herrlichen Zirkusleben geht es also noch viel schlechter!

Toni nähert sich ihm, mitleidig fragend. Und bald haben zwei verwandte Kinderherzen sich gefunden. Sie werden Freunde, beschließen noch heute zu fliehen und nie, nie wieder zurückzukehren. Arpad, der frühgereifte Ungarnjunge, ist weitgereist, welterfahren, spricht deutsch, ungarisch, italienisch. Er hat in fast allen Ländern des kaiserlichen Österreich Verwandte und Bekannte sitzen und fürs erste ziemlich Geld als eisernen Bestand in der Tasche. Rasch betteln sie bei Bäckern und Fleischern noch die Reisezehrung zusammen, dann türmen sie. Das erste Nachtquartier gibt ihnen ein Heustadel halbwegs an der Grenze. Das zweite schlagen sie schon in einer österreichischen Stadt auf. Dann walzen sie zu Fuß, mit der Bahn, auf Flößen und Donauschleppern nach Wien, Preßburg, Budapest, kommen in alle österreichischen Balkanländer und weiter nach Bulgarien, Rumänien, Südrußland.

Sein Lehrmeister richtet den Toni ab als Jongleur und Spaßmacher. Drei-

Ist das Kätzchen nicht süß?

vierteljahrelang tritt der Kleine sogar als Clown auf. Zum Kunstreiter, seinem Lieblingstraum, reicht es leider nicht. Sind sie allein, so unterhalten sie die Gäste in den Kneipen oder auf den Dorfstraßen mit ihren im Zirkus gelernten Künsten und Späßen. Das ist fast ebenso einträglich wie Betteln. Zwischenhinein arbeiten sie auch mal in Steinbrüchen oder auf Neubauten. Das verschafft ihnen wieder Arbeitsausweise für die polizeilichen Kontrollen. Acht Jahre lang treibt sich unser Toni dieserart als Landstreicher und Bettler auf den Straßen Europas herum, während zu Hause der unglückliche Vater im Verein mit der Polizei Himmel und Hölle in Bewegung setzt, um das Kind zu finden. Aber niemand entdeckt seine Spur. Nur einmal glaubt ein österreichischer Gendarm ihn beim Vergleich mit seiner Photographie aus dem Fahndungsblatt zu erkennen. Doch die halb über den Rücken fallenden langen Haare, die dunkelgebräunte Haut und die italienischen Antworten des „Beppo" weisen ihn als „waschechten Italiener" aus.

Endlich packt den Sechzehnjährigen ... nicht das Heimweh, sondern kalte, freche Neugier, was der Vater wohl sagen werde, wenn er den Sohn unverhofft zu sehen bekommt. Toni walzt heim. Und findet einen tiefgerührten, zu allem Verstehen bereiten Vater, wenn der verlorene Sohn nur dableibt. Schon am nächsten Tage bekommt er ein eigenes Revier zum Zeitungstragen zugewiesen. Er hängt, als ob das schon von jeher sein gewohnter Alltag wäre, den Ranzen um, steckt bis zum Mittag gewissenhaft einige Dutzend Blättchen an die Türen. Dann tauscht er sich bei einem Freunde dessen Hut und Jacke ein, schickt seinem Vater den Ranzen zurück und ist bis zum Abend erneut über die Grenze verschwunden. Für weitere acht Jahre!

Noch hat die Heimat, die ihm nur Leid bescherte, keine Gewalt über ihn, noch liegt die weite Welt verheißend vor ihm. Aber sie trägt Gedanken an ihn heran, stellt ihm Aufgaben, denen er einfach nicht mehr davonlaufen kann. In der folgenden Zeit gewinnt der junge Tippelbruder aus den Schicksalen zahlreicher anderer Landstreicher, die auf der Walz oder in den gemeinsamen Herbergen die Geschichte ihres meist verpfuschten oder verkrachten

Lebens erzahlen — sehr oft durch die Schuld der Eltern — allmählich ernstere Erkenntnisse, die ihn über sein künftiges Schicksal nachsinnen lassen. Bisher hat der gutmütige und ehrliche Kern seines Wesens es immer noch verhütet, daß er mit dem Gesetz ernstlich in Konflikt geriet. Aber nun sieht er an den vielen bereits Hinabgeglittenen schaudernd, wohin die Reise ungewollt gehen kann. Ohne von irgend jemand gezwungen zu werden, beschließt er, sich einem bestimmten Berufe zuzuwenden. Er wählt den Steinmetz und läßt seine geschickten Hände bei den Meistern verschiedener größerer Steinbrüche ausbilden. Längst hat er auch erkannt, wie sehr ihm seine Kameraden mit einer ordentlichen Schulbildung in allem voraus sind. Beim Lohnauszahlen wird er von manchem Capo benachteiligt, weil er nicht nachrechnen kann. Er muß das Rechnen lernen. Ein mitleidiger Ingenieur erbarmt sich seiner Unwissenheit und bringt ihm in vielen Abendstunden das Nötige bei. Die Schreib- und Lesefertigkeit seiner eineinvierteljährigen Schulzeit hatte er laufend von selbst vervollkommnet, ja sogar alles, was er an Lesestoff gefunden hatte, gierig und mit offenen Sinnen verschlungen. Arbeitend und walzend durchstreift er nun der Reihe nach Italien, Spanien, Frankreich, die Schweiz, Belgien, Holland, Norddeutschland. Mehrere Male versucht er auch, sich auf Schiffen anwerben zu lassen. Aber der Brustumfang reicht dazu nicht aus. Bis nach Lettland hinauf treibt es ihn. Am liebsten kehrt er aber wieder nach Tirol zurück und schafft zuletzt an einem großen Brückenbau.

Schließlich ist es wieder ein anscheinend äußerer Anlaß, der Einfall einer guten Laune, der den Vierundzwanzigjährigen in den neuen entscheidenden Lebensabschnitt drängt.

Man hat zusammen mit zechfrohen Kameraden ein Gruppenbild aufnehmen

Aufnahmen: J. Zeiter, Agf[...]ldarchiv, [...]
Hans Wagner, Bildarchiv der „[...]s-Elternw[...]

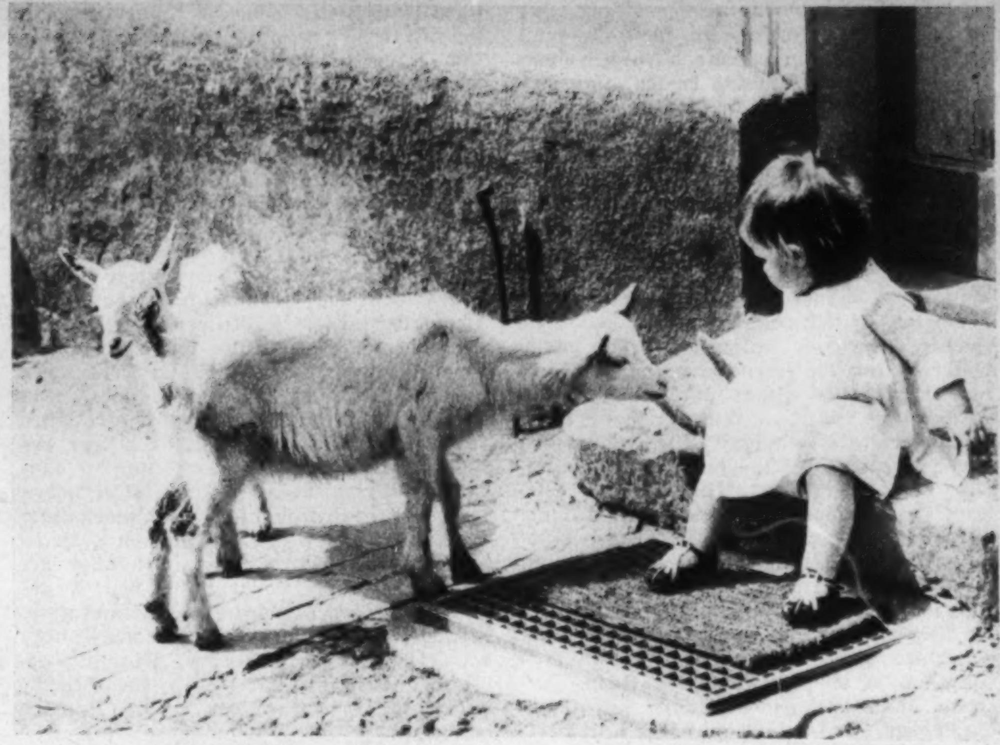
Nun trink' doch, Wühlpeter!

lassen. Der Fotograf bringt statt des einen bestellten deren zwei. „Was mach ich mit dem Zweiten? Ach was, ich schick es meinem Alten, damit er sieht, wie gut mir die Fremde anschlägt. Gedacht, getan. Mit voller Anschrift wandert das erste Bild seines Einzigen in die Heimat. In einem postwendend abgesandten Brief bittet und beschwört mich mein überglücklicher Vater, endlich heimzukehren. Es soll mir in allem gut gehen. Ich soll ihn doch im Alter nicht allein lassen und was derlei Gründe mehr sind. Achtlos schob ich den Brief in die Tasche. Nein, heim würde ich noch lange nicht gehen. — Aber warum ließ mich der Bauunternehmer am dritten Tage darnach ins Baubüro kommen?

Er wollte mich ins Gewissen reden, daß ich ein ungeratener Sohn sei. Auf meine verwunderte Frage, woher er das wisse, legte er meines Vaters Brief vor, den er auf dem Bauplatz gefunden hatte. Der gute Mann, selbst Familienvater, beschwor mich, endlich den Trotz aufzugeben und ins Vaterhaus zurückzukehren. Drei Tage ließ er nicht locker. Er bot mir das Fahrgeld an und bezahlte schließlich die gesamten Reisekosten. Da fühlte ich doch etwas wie Rührung, wie sehr einem Vater sein Kind wert sein kann, empfand auch, es war vielleicht die letzte Gelegenheit, ein geordnetes Leben zu beginnen, ehe ich der Landstraße für immer verfiel.

So fuhr ich also heim. Der Vater hatte schon vorgesorgt. Mehrere größere Zeitungen waren für mich auszutragen. An den Nachmittagen arbeitete ich bei einem Steinmetzmeister und verdiente gut. Bald lernte ich meine jetzige Frau kennen, heiratete und zog im Häusel meines Vaters meine Kinder groß. Nach dem Weltkrieg bewarb ich mich um eine Stelle bei der Stadt. Von dieser Beschäftigung auf den Straßen und Anlagen kennt mich jedes Kind. So bin ich nach einem unsteten Jugendleben seßhaft geworden. Und seit ich Arbeitsinvalide

ldarchiv, Walter Plomann,
s-Elternwarte", Adolf Schmidt



Was ist denn das für ein Wesen?

Guck' mich doch mal an!

bin, kann ich mich erst ganz meiner Liebhaberei widmen, die mir jetzt Lebensinhalt geworden ist."

„Mein Lieber, was Sie da bescheiden Liebhaberei nennen, ist bedeutend mehr. Das Wichtigste und Beste in Ihrem Leben haben Sie verschwiegen. Die ganze Stadt weiß es, fast jedem Bauern des Gaues ist es bekannt, daß Sie in mehr als dreißigjähriger unermüdlicher, stiller Kleinarbeit der beste Heimat- und Volkskundige, der erfolgreichste Familien- und Sippenforscher weitum geworden sind. Sie haben an die fünfzehnhundert Sippen ihre Ahnenreihe oder Familiengeschichte geschenkt, haben für mehrere Tausend urkundliches Material gesammelt und so Grundstock und Anregung zum Weitersuchen für diese Familien geschaffen; haben sich ohne die Vorbildung eines Studierten nach Feierabend, in den Nächten und an Feiertagen, an die Durchforschung der alten Archive der Städte, Pfarrhöfe und Aemter gewagt und durch Ihre Gepflogenheit, jeden Arbeiter und Bauern in seinem Heim oder Hof aufzusuchen, mehr für die Pflege der Familienforschung, des Sippenbewußtseins im Volk getan, als viele gelehrte Herren der Städte, deren dicke Bücher niemand heraußen zu Gesichte bekommt. Stimmt's oder stimmt's nicht? Wo kommt es sonst noch vor, daß ein einfacher Handwerksbursche, Steinmetzgeselle und Straßenarbeiter vor einer gebildeten Zuhörerschaft Vorträge über Heimatkunde, vorgeschichtliche Forschung, über Familienkunde und Zeitungswesen hält und das mit einer Schulvorbildung von ganzen eineindrittel Jahren?"

„Nun ja, Sie mögen recht haben. Aber alles, was ich da als braver Stadtarbeiter in der Heimat erst auswerten konnte, hat seinen ersten Ursprung eben in meiner Handwerksburschenzeit. Ohne diese wäre ich nie auf die Reize der geschichtlichen Zusammenhänge in den Namen und Daten der Geschlechter gekommen. Erst war es bloß die Freude am Romantischen. Mich zogen all die verschollenen Ritterburgen und Schlösser an und die Edelgeschlechter, die auf ihnen hausten. In Tirol und Italien fand ich sie zu hunderten und ging ihren Namen und Schicksalen nach, wie sie mir aus Grabsteinen, Inschriften auf Steintafeln und Zeitungsartikeln bekannt wur-

den. Draußen fand ich auch viele Namen mit vertrautem heimatlichen Klang und schrieb sie mir auf. Ich wollte einmal herausbringen, wie diese Menschen von Italien nach Deutschland kamen, auch umgekehrt, oder warum die gleichen deutschen Namen, die nur in unserem Gau heimisch waren, etwa ein dutzendmal in Belgien oder Holland wieder auftauchten. So sind die vielen in Süddeutschland seit etwa dreihundert Jahren ansässigen Italienerfamilien merkwürdigerweise fast alle Kaminkehrer, Maurer oder Bauunternehmer. Ich entdeckte ihre Stammsitze in bestimmten oberitalienischen Gegenden wieder. Von den Italienern sprang mein Interesse auf die eigene Sippe, später auf die Bürger der Stadt und die Bauerngeschlechter über. Früher war diese „Nach-Feierabend-Arbeit" für mich nur ein Gernemögen, seit Jahren ist es aber ein unausweichliches Müssen geworden, denn ein einziger Fund, ein neuer Name löst eine ganze Kette neuer Fragen und interessanter Zusammenhänge aus. Ich bin keinen Tag zufrieden, wenn ich nicht bis tief in die Nacht hinein meine Quellen durchforscht und meine Zettelauszüge aus Zeitungen usw. gemacht habe."

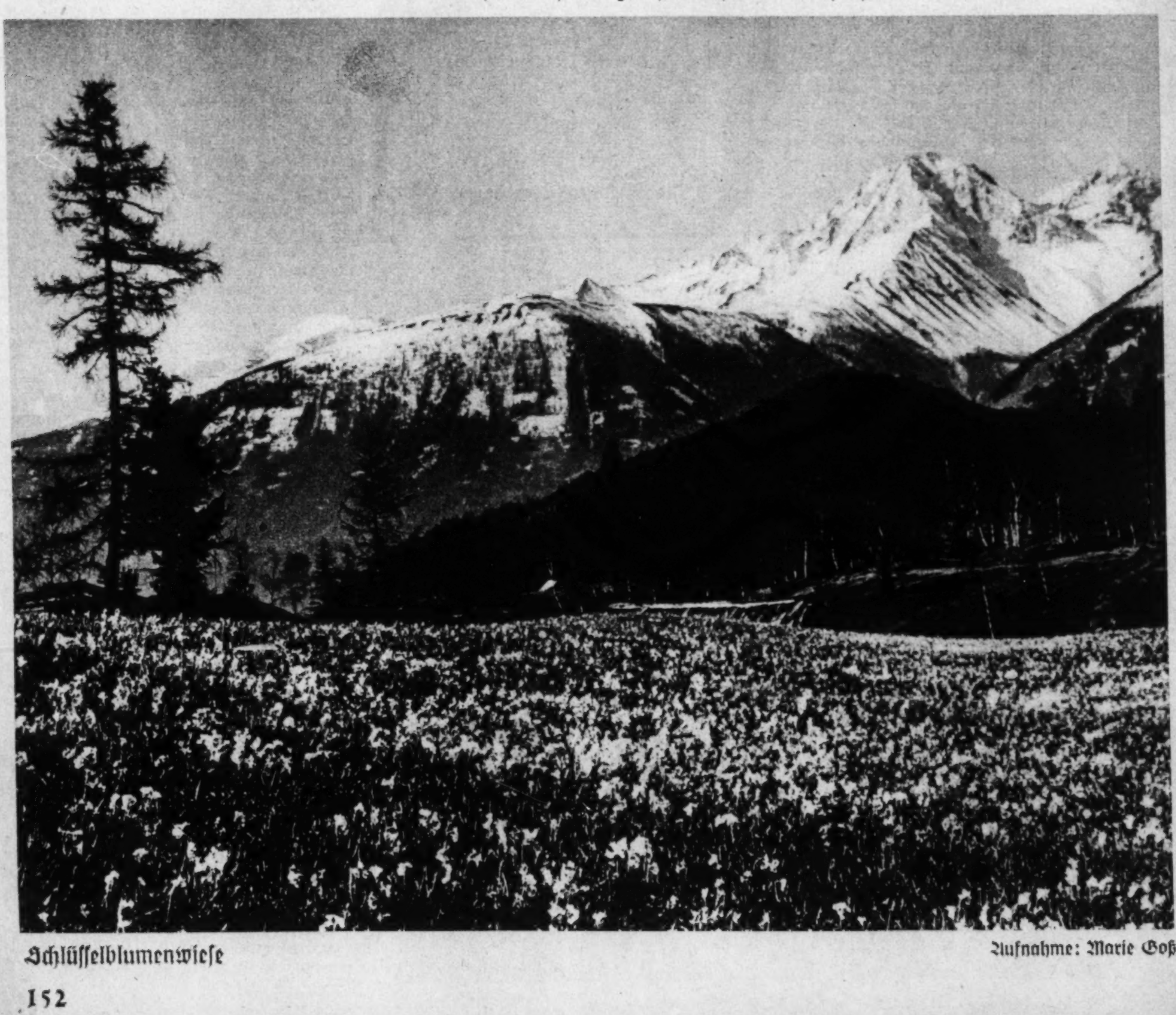
Das kann ich dem Toni bestätigen. Ich kenne seine heimliche Klause auf dem Dachboden seines Häuschens mit den Bergen von Akten, Kirchenurkunden, Ratsprotokollen und Altpapier, weiß von seiner rastlosen Arbeit, die nichts einbringt als die Befriedigung über neue Erkenntnisse und Zusammenhänge, als die Freude am Wissen über das Woher und Wohin der Menschen, der Wohn- und Kulturstätten unserer Heimat und diese Freude auch allen jenen weitergeben zu können, die bisher blind für die Schicksale ihres Stammes und deren tiefere Ursachen durchs Leben gingen.

Und zur Zeit erfüllt es ihn mit größter Genugtuung, daß er aus den Feldpostbriefen seines Jungen an der Front mehr und mehr die gleiche Vorliebe für alles Geschichtliche herausliest.

Warum trachtete der Toni nach dem Krieg auf einmal, in städtische Dienste zu kommen? Weil er, der einstige „Tagedieb", erst die Bekanntschaft, dann das Vertrauen jener städtischen Stellen erwerben wollte, die ihm die ergiebigsten Quellen zu seiner Forschung erschließen konnten. Er hatte richtig geplant. Man gewährte ihm bald Einlaß in das kostbare Archiv, man überließ ihm die Pflege des Heimatmuseums, übertrug ihm die täglichen Führungen. Heute arbeitet er neben seiner Familienforschung zusammen mit Fachleuten von Rang und Namen z. B. in der kartographischen Aufnahme aller geschichtlichen und vorgeschichtlichen Denkmäler des Gaues. Hat er Sonntags nicht gerade einen Bauern in „Bearbeitung", dann läuft er mit Stange, Maßstab, ja mit der Wünschelrute durch die Gegend und legt den Verlauf der großen Römerhandelsstraße, die Grundmauern einer versunkenen Burg oder Stätten vorgeschichtlicher Siedlungen fest. Am liebsten holt er sich ein Dutzend Bauernjungen in das Heimatmuseum und zeigt ihnen an der Kette ihrer seßhaften Ahnen, daß sie Leben und Besitz nur denen verdanken, die vor ihnen auf der gleichen Scholle saßen. Er ist sogar in der Lage, sie auf Wesenseigenheiten und besondere vorteilhafte oder schädliche Charaktereigenschaften und auf deren vernünftige oder gefährliche Auswirkungen aufmerksam zu machen. Er veranlaßt seine Hörer, durch eigenes Suchen die Lücken zu schließen und weitere Kameraden für diese Arbeit zu gewinnen.

Was er fast zwei Jahrzehnte vor der Gründung des Dritten Reiches als Einzelgänger, verkannt und verlacht, begonnen, erfährt durch den Nationalsozialismus seine Rechtfertigung und seinen höheren Wert für das Volk. Seinem einstigen Lehrer hat er längst verziehen. Im Gegenteil, er trägt ihm zu, was er bei seiner Arbeit für dessen wissenschaftliches Sondergebiet, die deutsche Flurnamensammlung, findet.

Kürzlich sprach der Toni eine seiner Lebenserfahrungen aus, die seinen ungewöhnlichen Lebensweg wohl rechtfertigen kann: „Ich hab unendlich viele Menschen draußen und drinnen kennen gelernt und erkannt, daß die, die nie aus ihrer nächsten Umgebung herauskamen, von der Heimat meistens nur das Alltägliche und Schlechte sehen und darüber schimpfen. Alles aber, was weitweg ist, das bewundern sie. Gerade, weil ich so arg viel Fremdes und — Minderwertiges im Ausland sah, hab ich die Schönheit meiner Heimat und die Kultur ihrer Menschen am tiefsten lieben gelernt. Für andere mag es leichtere Möglichkeiten geben, die Fremde zu erleben. Mir blieb keine andere Wahl, als die Landstraße."



Schlüsselblumenwiese

Aufnahme: Marie Goß

„Guter Nachbar an der Wand"

… besser als Bruder außer Land", heißt es im Volksmund und so bestätigt es auch das Leben selbst. Ernste Zeit öffnet das Herz und die Hand und die unter einem Dache wohnen, finden heute leichter zueinander, von gleichen Sorgen bewegt, vom Gemeinschaftsgedanken erfüllt, der des Nachbarn Sache wie seine eigene vertritt. Nachbarschaftshilfe ist kein neuer Begriff innerhalb der deutschen Lebensordnung. Aber in politisch zerrissenen Zeiten, da einer den andern befehdete, mußte dieser edle Ausdruck einer wechselseitigen Gebundenheit verstummen und ersticken. Die Nachbarschaft ist seit alten Zeiten her eine dem deutschen Wesen arteigene Gemeinschaftsform, die ihre bestimmten Gesetze entwickelte. „Die aus einem Brunnen tranken, Brot aus einem Ofen aßen, die die Nachhut füreinander hielten, die sich die Wohnhäuser aus gemeinschaftlicher Kraft aufrichteten, in Krankheit und Unglücksfällen den Willen der Anverwandten hatten, die sich einander ihre Gräber gruben, beim Tränenbrot des Verschiedenen dessen Verdienste rühmten und aus nachbarlichem Vermögen und Beruf für Witwen und Waisen sorgten — diese brüderliche Gemeinschaft nannte sich „Die Nahen", die „Nachbarschaft". In der alten Sippensiedlung waren die Markgenossen auch Verwandte. In späterer Zeit übernahmen die Nachbarn als Gemeinschaften zum Teil die Aufgaben alter Geschlechtsgenossenschaft. Im weitesten Sinne leisteten die Nachbarschaften einander wechselseitig Hilfe. Wegbau, Hausbau, Geburt, Taufe, Hochzeit, Tod und Begräbnis — der Nachbar erfüllte seine heilige Pflicht. In vielen Gegenden war auch der Nachbarschaft Richter- und Strafgewalt übertragen. Interessant ist die Gliederung der Nachbarschaften. Während man heute nur eine lose Nachbarschaft kennt, die die Straße oder eine bestimmte Zahl von Häusern erfaßt, ja mitunter nur, getragen von persönlicher Zuneigung, die Familie auf dem gleichen Stockwerk seine Nachbarn nennt, wurden früher, altem Herkommen gemäß, bestimmte Höfe einer Siedlung zusammengeschlossen zu einem Verbande, dessen Aufgabe die wechselseitige Hilfeleistung in allen Lebenslagen darstellte. Dabei wurde sehr genau zwischen den Dingen, die die Gemeinschaft angehen und den persönlichen Angelegenheiten unterschieden. Aehnlich der Berufskameradschaft, bedingte Nachbarschaft eine unpersönliche Einstellung und Ausübung der Pflicht. Beim Todesfall übernahmen die Nachbarn die Arbeiten in Haus und Stall. Baute der Nachbar ein neues Haus, leisteten die andern reihum Gespanndienste zur Herbeischaffung des Baumaterials. Die Frauen halfen einander von Haus zu Haus in Krankheitsfällen, beim Nähen, ja beim Museinkochen, Maisrebeln und beim Federschleißen. Erzählgemeinschaften, Lichtenabende — ja der Gesangverein in seiner heutigen Form, sie hatten ihren Ursprung in der nachbarlichen Zusammenkunft. Wo fleißige Hände sich regten in froher Gemeinschaftsarbeit, deren Ableistung wieder dem großen Ganzen zugute kam, blieben ja die Lippen nicht stumm. Manche Nachbarschaften hatten auch ihr eigenes Backhaus, und die Festkuchen wurden aus gleichem Teig gebacken. Reinhaltung der Brunnen, Hilfe bei Feuergefahr und wechselseitige Brandwache, das waren die wichtigen Nachbarschaftspflichten. Im Notfalle hatte man auch das Recht, über das Kornfeld des Nachbarn zu fahren, was sonst verboten war, um rasch das gemähte Gut einzubringen. Kleine Streitigkeiten wurden, ehe sie zu Haß und Hader anschwollen, beim Nachbarschaftsvater beigelegt und das Gericht nur in schweren Fällen angerufen. Sollte eine Versammlung einberufen werden, so wurde das Nachbarschaftszeichen, Spieß oder Krumbholz von Haus zu Haus getragen. Schwere Strafe stand darauf, wenn das Zeichen verdreht oder über Nacht verhalten wurde. Auch verlorengegangene Kinder wurden mit dem Nachbarschaftszeichen gesucht und heute noch geht das Sprichwort herum „Jemanden wie mit dem Krumbholz suchen". Wer sich den Verfügungen der Nachbarschaft nicht unterordnet, wurde aus dieser helfenden Gemeinschaft ausgestoßen. Viermal des Jahres versammelten sich die Nachbarschaften zu Versöhnungsabenden, um alles das zu bereinigen, was nottat. Anderwärts gab es lediglich eine Notnachbarschaft. Jeder Anwesenheitsbesitzer hat seinen Notnachbar. Die Frauen stehen sich einander bei in der Wochenstube, am Waschtag, bei Krankheit und Tod. Die junge Wöchnerin tritt ihren ersten Kirchgang an der Seite der Notnachbarin an. Stirbt die Bäuerin, so schreitet an der Spitze der weiblichen Verwandtschaft die Frau des Notnachbarn, die treue Pflegerin und Helferin in allen guten und bösen Zeiten. Die edlen, alten Sitten haben sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt. Heute hat sich die Nachbarschaftshilfe neu belebt und jene Formen gefunden, die den großen Gemeinschaftsaufgaben unserer Zeit entsprechen. Die Frauen haben sich eingereiht in die Nachbarschaftshilfe des deutschen Frauenwerks. Sie übernehmen die Kinderstuben der NS-Frauenschaft und erfüllen alte Nachbarschaftspflichten als ehrenamtliche Helferinnen, wo sie gebraucht werden. Aber einst wie heute gilt die Mitsorge, dem Nachbarn drüben, dem der uns nahe ist.

Vogtländische Klöße

„Was hast du, Mutter?" „Nichts, gar nichts …" „Man sieht dir's doch an! Dich drückt was …" „Ach woher denn …" Sie gibt ihrem großen Jungen einen Klaps auf die Backe und schiebt ihm lächelnd die Kaffeetasse zu. In der Schürzentasche knistert ein Brief so fein wie ein stilles Flämmchen. Und wie sie so ihren „Großen" auf beide Backen kauen sieht, da schiebt sich plötzlich ein anderes Gesicht davor: ihr Kleiner, ihr blonder Junge und draußen am Kanal. Sie möchte es ja ihrem Großen gern sagen, der heute zu Besuch gekommen ist, aber da weiß es auch gleich die Schwiegertochter. Sie wird lachen, denn sie ist noch sehr jung. Und über so etwas Ernsthaftes darf man erst ganz zum guten Ende lachen. Also verschweigt Mutter mit Kraftaufwand des Herzens jenen Feldpostbrief in ihrer Schürzentasche. Und als dann der Sohn gegangen ist — sie spürt noch seine Arme um ihren Schultern, hört die Gartentür zufallen und die Schritte vergehen —, da ist der Kleine wieder da, ihr Feldgrauer. Sie muß allein sein mit diesem Brief. „Wir sitzen den Engländern fest im Nacken, Mutter, unsere Hoffnung ist groß und die Kameradschaft ausgezeichnet …" Es ist ein kühner und fröhlicher Brief. Ein Hund kommt darin vor, der Mignon heißt, weil er soviel Sehnsucht in beiden Augen hat, das graue Meer mit seinen Wellen und Stürmen und Nebeln. Die silberne Brücke zum Ziel, nennt er das Meer. So poetisch war auch sein seliger Vater und seine Feldpostbriefe aus Kurland, von damals, sie feiern lebensvolle Auferstehung. Zärtlich streicht die Frau über den Brief, und dann sucht der Finger auf Seite 3 den bewußten Satz, der ihr Herz so mutterschwer und so armselig macht. „Nur eins Mutter, wünschte ich mir mit ganzer Seele, wieder einmal Vogtländische Klöße, so einen ganzen dampfenden Teller voll."

Sie hat eine unruhige Nacht, die Mutter, die sich plötzlich nicht in der Lage sieht, ihrem Herzensjungen einen Leib- und Magenwunsch erfüllen zu können. Klöße rollen durch ihren Traum. Klöße bewegen ihr Gemüt den hellen Tag hindurch. Sie mag die Mehlbüchse nicht mehr sehen und dreht sie mit der Aufschrift nach der Wand. Als im Rundfunk vogtländische Gebirgslieder gesungen werden von jungen Holzfällerburschen aus dem Wald und mit Zitherbegleitung, muß sie weinen und dreht hastig ab. Nie mehr wird sie vogtländische Klöße essen, ehe nicht der Krieg vorbei ist. Sie hat kein Recht darauf, etwas zu haben, was der Junge entbehrt. „Das ist übertrieben, Mutter", lächelt das vergnügte Soldatenbild aus dem goldenen Rahmen vom Vertikow herab, „bestimmt, Mutter, das geht zu weit. Das Opfer nehme ich nicht an. Davon haben wir auch beide nichts, gelt Mutter?" „Ach Junge, ich kann dir gar nicht in die Augen sehen. Der Kranzkuchen ist pünktlich zum Geburtstag angekommen, ohne daß er unterwegs Schimmel angesetzt hat, der Rum kam heil hin in Müffchen und Socken vergraben, aber vogtländische Klöße haben einen Charakter für sich und darum mein Junge …" Sie legte hastig das Bild um und beendet das seltsame Zwiegespräch. Es hilft ja nichts, und sie schilt sich närrisch.

Draußen hat es geklopft. Die Nachbarin steht im Türrahmen. „Ich wollte nur fragen, ob Sie Ihre Konserven schon angemeldet haben, Abschnitt 37." — „Konserven?" — „Ja, es stand doch in der Zeitung." — „Konserven!" jubelt die alte Frau plötzlich und dreht sich wie eine ganz Junge einmal um sich selbst. „Dumm geboren ist der Mensch, aber wohl ihm, wenn er rechtzeitig noch dazulernt, was nötig ist. Konserven, natürlich! Wissen Sie, ob der Klempnermeister Schepke eingezogen ist? Ich habe etwas zu löten und das eilt!" „Einen Eimer?" „Ein Geheimnis, Frau Schmidt, nicht böse sein, aber ich verrate es erst, wenn es geklappt hat."

Meister Schepke, der heute hoch am Dach eine Regenrinne ausgebessert hat, reißt den Mund auf. Aber nicht nur vor lauter Appetit. „Frau Bäurich, die dampfen ja noch, alle sechs." „Ein Beweis dafür, daß sie ganz, ganz frisch sind. Das heißt, einen hatte ich auf der Post schon Probe gewogen, mal sechs und die Blechbüchse dazu, das kommt glatt hin mit dem Gewicht, Herr Schepke. Nur noch auf Sie kommt es jetzt an." „Mutter!" ruft der Meister in der blauen Schürze, „komm mal ganz schnell her". „Was gibt's denn? Eine Sondermeldung?" Die Meisterin steckt neugierig den Kopf durch die Werkstattür. „Komm nur her, sowas Aehnliches, etwas was Frauen angeht." Aber die beiden Frauen verstehen sich gleich und zwinkern sich zu. „Den Lötkolben her!" Der Lehrjunge hält sich die Hand vor den Mund, aber es nützt ja nichts, er prustet los. „Lach

doch nicht, dummer Bengel, da werden noch ganz andere Dinge in diesem Leben eingelötet." Ernst hantiert der Meister. Die Flamme zischt auf und Rand für Rand wird die viereckige Büchse luftdicht verschlossen. Die Frauen machen ein feierliches Gesicht. Sechs vogtländische Klöße, ein Mutterherz voll Liebe. Der Meister Schepke hält die Büchse auf den Fingerspitzen hoch, wie ein Schatzkästlein. Das ist es ja auch, dagegen gibt es nichts zu sagen.

Sie hat schon viele Feldpostpäckchen gepackt, damals an den Mann, und heute an den Jungen. Aber so hat ihr noch nie das Herz geklopft. Da stehen sie auf der Waage, die sechs Klöße, fliegen in Schwung und Bogen in den Postkorb. Laß gut sein, die vertragen einen Puff. Vogtländische Klöße, ringsherum verlötet.

Tage waren sie unterwegs. „Mutter!" schreibt der Junge, „Mutter, diese Idee, ich denke, ich falle um vor Freude. Sie waren ja alle sechs noch frisch. Einen habe ich gleich auf der Stelle kalt verschlungen, und fünf haben wir im Essenträger warmgemacht. Zwei Stück habe ich an Funker Fritzsche abgegeben, er stammt aus Markneukirchen. Und so schön rund hast Du sie gemacht, Mutter. „Verrückt!!" hat der Unteroffizier Schwiebus geschrien, und damit ist Großes gesagt."

Die tapferen Weiber von Gleiwitz

Wir kennen alle das Loblied auf die ritterlichen Frauen der Stadt Weinsberg, die ihre Männer auf den Rücken aus der Stadt schleppten, um sie vor Feindeshand zu erretten. Aber auch oberschlesische Frauen zeigten Tapferkeit in Kriegesnot. „Ein Sieg erkämpft durch Weiberlist, die größer als des Satans ist." Das war im Dreißigjährigen Kriege. Ein Heer von Schweden nahte sich der Stadt, siegesgewohnt, bereit, mit Grimm und Graus alles niederzuschlagen, was sich nicht ergab. Nur wenig Männer lebten noch in der Stadt. Frauen und Mädchen halfen ihre Heimat verteidigen. Die Not wurde ärger, denn das Pulver war verbraucht. Es ging um wenige Stunden noch. Da kam einer vortrefflichen Hausfrau der Gedanke, Hirsebrei in Mengen zu kochen und als Geschoß wider den Feind zu verwenden. Ernsthaft wurde dieser Rat überdacht und geprüft. Aber es war keine Zeit zu versäumen. Kurz entschlossen schleppten sie die vollen Hirsesäcke aus den Speichern an den Herd und setzten Kessel und Töpfe in Mengen an. Nun schlotete dicker Rauch über der Stadt. Die ganze Nacht hindurch rührten die klugen Frauen ihren Brei. Hinter den Mauern der Stadt wurden die Kessel mit dem seltsamen Verteidigungsmittel aufgestellt. Tapfer rückten die Schweden auf Gleiwitz an — aber die ersten Reiter schon bäumten sich hoch auf vor dem Stadttor und ergriffen die Flucht. Tontöpfe mit kochendheißem Hirsebrei trafen die heranstürmenden Feinde mitten ins Gesicht, verbrühten die Haut und blendeten die Augen. Viele Stunden kämpften die Gleiwitzer Frauen. Von allen Seiten spritzte der brühendheiße Brei auf den Feind ein und siehe da — er hatte die gleiche Wirkung wie gutes Pulver. Die Schweden nahmen Reißaus, noch ehe sie so recht erforscht und erschmeckt hatten, welch seltsamen Geschossen sie erlegen waren. So wurde in der Tat der Kochlöffel in der Hand der klugen Hausmütter von Gleiwitz zur sieghaften Waffe im Kampfe um die Stadt.

Oberschlesiens Frauen sind tapfer, damals wie heute. Einzigartig steht dieser Hirsebreikampf in der Reihe historischer Begebenheiten der schlesischen Geschichte.

Annemarie Hering

Neueste bunte Großdeutschland-Schüssel!

Obstgarten Elsaß

Im Einfluß der Mittelmeerluft, die durch die Burgundische Pforte bei Belfort einströmt, hat das Elsaß, ebenso wie die Freiburger Bucht bei Freiburg/Breisgau, hohe Wärmegrade und durch jahrtausendalte Kultivierung des Bodens höchstentwickelten Obstbau. Im Elsaß gedeihen nicht weniger als 18 verschiedene Sorten Pfirsiche, 12 Arten Kirschen und sogar rund 70 Sorten von Aepfeln und ebenfalls fast 70 Sorten Birnen.

Das Weinbaugebiet des Elsaß schließt sich nördlich an die Pfalz, das „größte Edelweingebiet der Erde", an, und da dies nördlich Anschluß an Rheinhessen, Rheingau und Moselgebiet, zwischen Koblenz und Trier gewinnt, stellt sich vom obersten Elsaß bis zur Ahr das überhaupt größte zusammenhängende Weingebiet der Erde in Großdeutschlands Gauen vor.

Tropen am Oberrhein

Von Badenweiler bis zur Freiburger Bucht reicht auf der badischen Seite des Oberrheins das Gebiet des Einflusses der Mittelmeerluft, die durch die Burgundische Pforte flutet. „Tropen am Oberrhein" sind am Kaiserstuhl, dem wärmsten Gebiet Deutschlands, zu finden. Im größten Würzgarten Deutschlands gedeihen hier, wo Oliven und Tabak gebaut werden, auch deutscher Tee der verschiedensten Art und viele Sorten deutscher Gewürze, die, da der Körper des deutschen Menschen der heimischen Pflanzenwelt angepaßt ist, eine höchst wichtige Aufgabe im Gebiet der Freiburger Bucht und darüber hinaus erfüllt.

Die Wein-Weltstadt

Wien ist seit 1938 die größte Weinbaugemeinde der Erde, und zwar sowohl nach Einwohnerzahl (2 Millionen) als auch der Fläche. Als flächenmäßig größte Stadt des Kontinents (1218 Quadratkilometer) birgt Wien allein 50 eingemeindete Wein-Vororte.

Deutscher Sammelsinn

Vom Heringsmuseum in Emden (ja, das gibt es!) bis zum Müllmuseum in Berlin-Schöneberg (auch das ist vorhanden!) und vom Weinmuseum im ehrwürdigen Trier an der Mosel bis zum Kochkunstmuseum zu Frankfurt am Main, bestehen in Großdeutschland insgesamt 2000 wertvolle, z. T. umfangreiche Sammlungen. Das Deutsche Museum in Münster hält 18 Kilometer „Besichtigungsstrecke" mit allerlei Schmackhaftigkeiten zur Verfügung, das Pergamon-Museum in Berlin stellt Architekturen des Altertums zur Schau, Stadttore, den Tempelbau des Pergamon-Altars. Ein Schreibmaschinen-Museum lockt in der geistig regen Markgrafen- und Festspielstadt Bayreuth, ein „Schloß-Museum" besteht in Velbert, d. h. um richtig verstanden zu werden, ein Museum für Schlösser und Schlüssel. Die meisten Museen hält die Schwarzwaldhauptstadt Freiburg, gemessen an der Einwohnerzahl, bereit, nämlich 12, Königsberg in Preußen hat 17 Sammlungen für „bildungshungrige" Besucher.

Hoffnung zwischen Glas

Mit Einschluß der eingegliederten Gebiete Großdeutschlands verfügt die Heilwissenschaft über 111 anerkannte und zugelassene Heiltrinkbrunnen, die im Kampf gegen Krankheit und Gebrechen oder vorbeugend daheim ohne Badereise benutzt werden können. Als größtes „Heilendes Land" der Erde gebietet Deutschland über Tausende „hillige Brunnen" in 280 Heilbädern, vom neuen Reichsbad Hermannsbad im Wartegau bis zum Staatsbad Wildungen bei Kassel (Nieren und Blase), dem schon den Römern bekannten Badenweiler, das ebenso Verjüngungsbad ist wie Gastein in den Alpen, der Reihe der Herz-, Rheuma-, Magen- und sonstigen Bäder.

Millionen Flaschen, die Heilhoffnung bergen, gelangen aus allen Teilen des Reiches in alle Gebiete, z. T. in eigenen Güterwagen, wie Helenenquelle, Reinhardsquelle, Bonifatiusbrunnen, Theresienquelle des Schlesischen Heimatbades Charlottenbrunn, Lauchstädter Heilbrunnen als der verbreitetste, Liebensteiner, Eilsener Schwefelwasser u. v. a. Großdeutschland hat mehr zuverlässige Heilbrunnen als irgend ein anderes Land in der Welt und diese in größerer Ergiebigkeit als sonst ein Land der Erde.

Das älteste deutsche Herzogtum

Das reiche, fruchtbare und schöne Land Lothringen, das 1940 zum Reich der Deutschen zurückfand, ist das älteste und überhaupt erste Deutsche Herzogtum; ins Licht der Geschichte trat es im Jahre 959. Metz bestand bereits im Altertum als Divodurum, d. h. „Götterburg", was auf das fruchtbare Land sinnfällig hinweist!

Deutsche Städte rühmen sich

Den größten Flußhafen der Welt hat Duisburg am Rhein, dem „verkehrsreichsten Strom der Erde", mit einer bisherigen Friedensleistung von 80 000 ein- und auslaufenden Schiffen je Jahr, die nicht nur Ruhrkohle, sondern auch hochwertige Nahrungsmittel befördern. Die größte Samenzucht Europas (Nutz- und Zierpflanzen, Blumen usw.) betreibt Quedlinburg am Harz mit der größten deutschen Feldflur, Erfurt ist die größte Blumenstadt des Reiches.

In Nordhausen am Harz wird mit 4500 Beschäftigten Kautabak als eines der verbreitetsten Genußmittel der Welt hergestellt, vom dicken Schifferpriem bis zum Offiziersstift und „besonders mild". Die älteste Form des Genusses der Arzneipflanze Tabak findet sich hier. — Selb hat die größte Porzellan-, Schwenningen die größte Uhren-Industrie. Das schmucke, fachwerkfrohe Wernigerode erhielt von Löns den Ehrentitel „die bunte Stadt", Heidelberg gilt als Stadt der Romantik; den sonderbarsten Namen führt eine Stadt bei Krems an der Donau: „Und", so daß die Scherzwendung „Krems und Stein sind drei Städte" zu Recht angewandt wird.

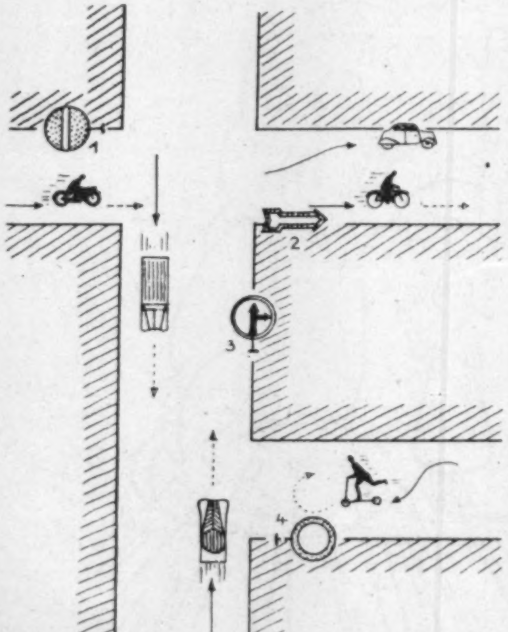
Die größte Stadt des Reiches ist Berlin mit 4½ Millionen Einwohnern, die kleinste Hauenstein am Hochrhein mit 158 Bewohnern. Der höchstliegende Ort, Obergurgel am Abschluß des Oetztals in den Tiroler Alpen, liegt 1930 Meter hoch.

Als älteste Stadt Großdeutschlands tritt uns Trier entgegen, ein Stadterlebnis erlesenster Art wie Rothenburg, Nürnberg, Münster in Westfalen (mit dem schönsten Rathaus der Welt), Freiburg, Graz usw. — Als südlichste Stadt treffen wir Villach im sonnigen Kärnten an, als nördlichste und östlichste: Nimmersatt im Memelland, doch wird man in diesem zugleich östlichsten der 250 deutschen Seebäder — „immer satt!"

Karl Lütge

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 1/1941

An dieser Preisaufgabe haben sich auch diesmal wieder mehr Jungen als Mädel beteiligt. Das habe ich schon bei den früheren Verkehrsaufgaben feststellen können. Scheinbar haben die Mädel kein so großes Interesse dafür als die Jungen. Aber immerhin waren es doch mehr als 100 Mädel, die mitgemacht haben. Was mich aber besonders freut, ist die Tatsache, daß fast alle Einsendungen richtig waren. So hat die Verkehrserziehung doch schon gute Erfolge aufzuweisen. Wichtig ist es nur, daß ihr euch auch nach den Zeichen richtet, damit jeder irgendwie vermeidbare Verkehrsunfall der Vergangenheit angehört. Da nun also weit mehr als sieben richtige Lösungen eingingen, habe ich das Los entscheiden lassen, wer einen Preis bekommen darf. Lediglich den ersten Preis habe ich **Manfred Raber** in **Rußheim** bei Karlsruhe zuerkannt und zwar für eine sehr hübsche und fleißige Bastelarbeit. Manfred hatte sich die Mühe gemacht und die Verkehrszeichen aus Pappe ausgeschnitten, und sie dann mit den ebenfalls ausgeschnittenen Verkehrsteilnehmern und Fahrzeugen so aufgeklebt, daß man sie aufstellen konnte. Versteht sich aber, daß er die Straßen vorher gezeichnet und auch die Verkehrszeichen und Teilnehmer hübsch farbig dargestellt hatte. Dafür soll er als Belohnung den ersten Preis in Höhe von 10,— RM. einkassieren können. Den zweiten Preis in Höhe von 5,— RM. bewilligte das Los **Inge Volster** in **Seestadt Wismar**. Je ein schönes Jugendbuch bekamen **Edeltraut Durst** in **Stuttgart-Zuffenhausen**, **Paul Burkert** in **Trautenau** (Sudetengau), **Gisela Kötter** in **Dortmund**, **Hugo Jordan** in **Traben-Trarbach** (Mosel) und **Edwin Konetschnig** in **Politz** an der Elbe. Für alle die aber, die die Verkehrszeichen nicht richtig aufgestellt haben, drucke ich die Skizze ab, in der die Verkehrszeichen auf ihrem richtigen Platz stehen. Wer also danebengehauen hat, vergleiche noch einmal die Aufgabe in Heft 1 und lerne daraus, damit keiner von euch mehr mit den Verkehrsbestimmungen in Konflikt kommt. F r i t z.



Klein Hansis Glückshose

Es lebte eine arme Familie am Rande eines Waldes. Sie hatten sieben Kinder. Der Vater war Knappe in einem Bergwerke. Er kam nur Sonnabends nach Haus. So wollte Hansi ihn abholen. Er kam durch einen großen Wald, wo viele Blumen standen. Nach dem langen Weg, den er schon gelaufen ist, wurde er ein wenig müde und setzte sich auf einen Stein neben einer Höhle und aß sein Butterbrot auf. Da fanden sich auch schon große und kleine Waldgäste ein, Vögel, Tauben und sogar Rehe kamen scheu heran. Als Hansi fertig war, fand er neben der Höhle ein kleines, zierliches Hämmerlein und klopfte damit an die Höhle. Da stand auf einmal ein kleiner Zwerg vor ihm, der hatte vor kurzem seinen Hammer verloren und freute sich nun, daß Hansi ihn wiedergefunden hatte. Der Zwerg sprach: „Du bist der Finder meines Hammers und sollst eine gute Belohnung haben." Der Zwerg nahm Hansi mit in die Höhle und führte ihn durch große Räume, und zuletzt kamen sie in einen großen Palast, wo viele Schätze lagen, und Hansi bekam eine Glückshose. Man brauchte sie nur umdrehen und sagen: „Hundert Mark", so kamen hundert Mark aus allen Taschen hervor. Hansi bedankte sich freundlich und lief schnell nach Haus, denn es fing schon an zu dämmern. Die Eltern sorgten sich schon um ihn. Aber als er in die Türe trat, war die Freude groß, aber noch größer war sie, als sie die Hose erblickten. Hansi erzählte ihnen alles. Und von dem Tage an lebten sie glücklich und zufrieden.

H e l g a E l l e r b r a k (10 Jahre alt).

Was mir Karo erzählte

Ich war sechs Wochen alt, als mich eines Tages ein fremder Mann von meiner Mutter und meinen Geschwistern fortholte. Meine Mutter jammerte sehr, weil sie mich hergeben sollte. Aber all ihr Winseln half ihr nichts. Ich mußte mit dem fremden Manne in sein Dorf gehen. Auch ich war traurig, weil ich nicht mehr bei meiner Mutter bleiben durfte und habe darum viele Tage und Nächte geweint. Aber ich wußte noch nicht, wie schlecht ich es bekommen würde. Als ich eine Zeitlang auf dem Hofe gewesen war, legte mich der Bauer an eine Kette. Ich mußte nun in einer Hundehütte vor der Haustür wohnen. Tag und Nacht saß ich allein in der Hütte. Wie oft habe ich gewinselt und geweint, weil ich so gern ein bißchen umhergelaufen wäre! Und wie schrecklich gern hätte ich meine Mutter und meine Geschwister wiedergesehen! Aber niemand hörte auf meine Klagen. Es war im August. Unbarmherzig heiß schien die Sonne auf meine Hütte. Oft hatte ich nicht einmal einen Trunk Wasser, wenn mir die Zunge vor Durst aus dem Halse hing. Ich hatte schon lange kein frisches Stroh mehr bekommen. Ein schrecklicher Geruch war in meiner Hütte, und die Flöhe quälten und bissen mich. Ich wußte nicht, wie ich mich gegen sie wehren sollte. Als der Herbst kam, wurden die Nächte immer kälter. Da habe ich oft gefroren, daß ich es nicht mehr aushalten konnte. Ich bekam auch jetzt nur wenig Stroh, und mein Fressen war oft kalt. Und ich hätte doch nur halb soviel gefroren, wenn ich wenigstens warmes Futter gehabt hätte. Es war zu traurig. Mein einziger Trost war, daß der Bauer mich in der Abenddämmerung für ein Stündchen von der Kette losmachte. Ach, wie tat das gut! Ich lief dann umher und wurde vom Laufen warm. Aber wenn ich dann hinterher wieder an der Kette lag, fror ich um so mehr. Da bekam der Bauer eines Tages Besuch. Inge Rode kam mit ihrer Mutter für ein paar Wochen auf den Bauernhof. Ach, was war das nur für ein liebes Mädchen! Sie hatte ganz hellblonde Haare und rote Backen und blaue Augen. Jeder mußte sie liebhaben. Gleich, als sie mich sah, sagte sie: „Ach, der arme Hund! Seht nur, wie er friert! Laßt ihn doch von der Kette los! Und sein Fressen ist auch ganz kalt." Aber der Bauer wollte nicht erlauben, daß sie mich losmachte. Da wurde sie ganz traurig, und ich sah, wie ihr ein paar dicke Tränen

über die Backen liefen. Zu mir aber sagte sie: „Du armer lieber Hund! Ich helfe dir.“ Dann machte sie mir mein Futter warm. Ach, wie gut tat mir das warme Fressen! Jetzt fror ich nicht mehr so wie vorher. Und wie freute ich mich, daß sie so lieb mit mir sprach! So gut war schon lange niemand mehr zu mir gewesen. Dann lief sie fort und holte mir ein schönes Bund Stroh, um das sie die Bäuerin gebeten hatte. Inge machte mir nun ein warmes Lager in der Hütte. Dann drehte sie meine Behausung mit dem Eingang nach Süden, damit der Regen und der Wind nicht so leicht hereinkommen konnten. Zum Schluß bedeckte sie auch noch das Hüttendach mit Stroh. Das hatte geholfen. Warm war es ja auch jetzt noch nicht in meiner Hütte. Aber mein Lager war wenigstens trocken, und mittags schien sogar ein bißchen Sonne in mein Haus. So lange, wie Inge da war, habe ich immer warmes Futter bekommen. Viele Male am Tage kam sie zu mir und redete freundlich mit mir. Wenn ich so traurig dasaß, tröstete sie mich und sagte: „Sei nur nicht so traurig! Bald wird es Abend. Dann läßt dich mein Onkel laufen, und dann spiele ich mit dir.“ Und jeden Abend war sie pünktlich da. Aber, ach, eines Tages mußte sie wieder abreisen. Ehe sie fortging, setzte sie sich zu mir, um Abschied von mir zu nehmen. „Sei nicht so traurig, Karo!“ sagte sie. „Wenn es Sommer wird, komme ich wieder und bleibe dann ganz lange hier. Wenn es so warm ist, sorge ich dafür, daß deine Hütte immer im kühlen Schatten steht und daß du immer schönes klares Trinkwasser hast. Abends laufen wir beide wieder umher, und wenn ich ausgehe, nehme ich dich so oft mit, wie mein Onkel es mir nur erlaubt. Ehe ich weggehe, will ich meine Tante bitten, daß sie dir das Futter wärmt und dir immer genug frisches Stroh gibt.“ Nun ist Inge wieder fort und ich bin wieder allein. Die Bäuerin bringt mir jetzt manchmal warmes Fressen und neues Stroh. Aber oft vergißt sie es auch. Jedesmal, wenn der Briefträger dagewesen ist, habe ich ein paar gute Tage. Dann hat Inge geschrieben und ihre Tante an mich erinnert. Das liebe Mädchen hat mich also noch nicht vergessen. Und wenn ich jetzt Hunger habe oder friere, denke ich an den Sommer und tröste mich damit, daß Inge wiederkommt.

Der böse Peter und die Hexe

(Schluß)

Am liebsten hätte er geheult, aber als Zwerg konnte er das nicht mehr. Da kam die Alte und lachte — lachte, daß ihr schiefer Hals mit dem Kopf nur so wackelte. „Nun hab ich dich, du Wicht, nun kannst du niemand mehr ärgern! Du mußt mir solange dienen, bis du auch einmal erlöst wirst, wie der andere Zwerg vor dir. Und wenn du es nicht verdienst, dann mußt du immer ein Zwerg bleiben! Hörst du!“ Dem Zwerg-Peter wurde ganz bang! Er nahm sich deshalb vor, alles zu tun, was die Alte befiehlt, um ja bald, recht bald erlöst zu werden. Nun mußte er arbeiten. Der Alten ihre Zaubertränklein mitkochen, die vielen Käfer und Vögel hüten, Schlangen anfassen und noch viel so schreckliches Zeug! Oft dachte er an seine Eltern und bereute, daß er immer so bös gewesen war. Aber was half alles Bereuen und Denken, jetzt war er ein häßlicher Zwerg. Die Alte machte es ihm schwer. Nichts konnte ihr Zwerg-Peter recht tun. Den ganzen Tag schimpfte und knurrte sie. Und denkt! Der Zwerg mußte mit der Katze aus einer Schüssel essen! Das war schrecklich! So ging es lange — lange, so ging es Jahre. Der Peter hörte schon das Getue der Hexe nicht mehr, er hoffte auch gar nicht, je einmal erlöst zu werden. Es war trostlos. Nie sah der Zwerg-Peter die Sonne oder Blumen. Er wußte auch gar nicht, ob Frühling oder Sommer, oder was sich in der Welt ereignet. Nur daß er schon lange, lange ein Zwerg war. Die Hexe lachte ihn aus und verspottete den Zwerg-Peter noch obendrein. Das tat weh. Und einmal, da hielt er es nicht mehr aus. In seiner Verzweiflung war ihm alles gleich. Er nahm die Lieblingskröte der Hexe und schleuderte sie mit Wut auf den Boden. Aber, o Wunder! Ein Prinzeßlein ward aus dem Tier, so wunderschön und lieblich, so hatte der Zwerg-Peter noch keins gesehen! Und ängstlich drückte er sich in eine Ecke. Aber das Prinzeßchen reichte ihm die Hand und dankte ihm, daß er sie erlöst habe. Dem Peter wurde gar warm in seinem Zwergenherzen, und erst als das Prinzeßlein ihm dreimal über den Kopf strich, da reckte und streckte sich der Peter wie noch nie und er ward größer und größer, noch größer wie früher und ist ein richtiger Bursch schon. Und das Prinzeßlein staunt den Peter an und der Peter das Prinzeßlein. Und plötzlich gibt er ihr einen Kuß. Peter erzählt, wie alles kam. Dem Mädchen ging es ebenso wie ihm. Und sie sitzen lange beieinander und erzählen und träumen von der Zukunft.

Da humpelt die Alte herein und kreischt laut, als sie die beiden sieht; dann fällt sie um und rührt sich nicht mehr.

Peter und Röschen aber finden all die Schätze und werden reiche glückliche Leute!

Frau Sonne und ihre Kinder

Frau Sonne ist eine sehr beliebte Frau, jeder hat sie gern und freut sich, wenn sie scheint. Sie hat viele Kinder, das sind die Sonnenstrahlen. Wenn am Tag ganz in der Frühe der Wind die Wolkenvorhänge weggezogen hat, kommt die Sonne aus ihrem Wolkenbett gestiegen, hübsch langsam und gemessen, wie es sich für eine alte Frau ziemt. Sie trägt meist einen gelben oder roten Morgenrock. Wenn sie den roten anhat, sagen die Menschen oft: „Na, da wird's wohl schlecht Wetter geben. Das ist immer so ein Vorzeichen dafür!“ Wenn sie nun am Himmel emporgestiegen ist, sendet sie ihre Kinder aus, eins nach dem andern, manchmal auch mehrere auf einmal. Sie haben jeder ein Amt. Einige müssen die Menschen wecken, indem sie durch die Ritze, die der Fenstervorhang gelassen, hindurchschlüpfen und das Gesicht der Menschen solange liebkosen und streicheln oder auch neckisch darauf herum hüpfen, bis sie aufgewacht sind. Wenn die Menschen dann die Sonne sehen, springen sie schnell heraus aus dem Bett. Die anderen Strahlen müssen die Blümchen wärmen, denen über Nacht kühl geworden ist. Wieder andere müssen die Tautröpfchen bestrahlen, daß sie wie herrliches Geschmeide blitzen. Die nächsten müssen die kleinen Kinder bescheinen und die kleinen Hühnchen, Enten und Gänschen und alles was klein ist, damit es wachse und gedeihe. Andere müssen die Kranken besuchen, damit sie wieder Mut zum Leben bekommen, die nächsten müssen das Obst und Gemüse bescheinen, damit es gedeihe. Es soll doch den Menschen zur Nahrung dienen; und so hat jeder der Sonnenstrahlen eine Arbeit. In der Mittagsstunde aber ist allemal Sonnenstrahlenball. Da tanzen sie alle um die Wette. Wer es am schönsten kann, wird abends vom Wind nach Hause gebracht, bis vors Himmelstor. Das ist immer so lustig, denn es geht nur Husch, und schon ist man oben. Am Abend, ehe Frau Sonne zu Bett geht, schmückt sie sich noch einmal mit einem goldenen, dann mit einem feuerfarbenen Mantel, und sie winkt allen auf der Erde noch einmal zu, ehe der Wind wieder die Wolkenvorhänge zuzieht. Da schläft sie dann mit ihren Kinderlein bis zum andern Morgen. Manchen Tag scheint sie aber nicht, da muß sie sich mal ausruhen von all der Arbeit, und die Sonnenstrahlenkinder müssen ihre Gewänder putzen, daß sie recht golden sind, wenn sie wieder auf die Erde kommen.

Rose Girth.

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung von Arnold Ulitz

Zeichnungen von F. Wölfenberg

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1940 by Friedrich Stollberg Verlag, Merseburg a. d. Saale

4. Fortsetzung

Während viele noch mit der Brühe beschäftigt waren, weil sie sich, zum Beispiel auch der Pfarrer Biala und der Lehrer, zum zweitenmal den Teller gefüllt hatten, begannen die Musikanten einen ohrenbetäubenden Marsch, so daß jedes Wort geschrieen werden mußte. Zum Glück gab es nicht viel zu sprechen, weil fast alle dermaßen zu pusten und zu schlucken hatten. Frau Ruda freilich, die längst nicht mehr aß, hielt sich beide Ohren zu.

Die Schuljungen liefen und brachten Bier, einer stolperte und zerschlug drei Gläser. Er warf einen entsetzten Blick zu Herrn Schablowsky hin, der aber seiner nicht achtete, weil Frau Smolka ihm soeben eine Sache erzählte, die ihre Freundin bereits kannte und zum Totlachen fand. Soeben trat Franzek ein, lachte und rief: „Scherben bringen Glück! Habt ihr auch genug zu essen, Jungens?" „Ach, wir essen so nebenbei, Herr Kosiol!" „Genau wie ich!" Dann wandte er sich an die ganze Stube und rief, so daß er Buchta überdröhnte: „Na, schmeckt's?" Die meisten knurrten nur und sahen ihn mit verdrehten Augen an, Frau Ruda aber nickte von rechts oben nach links unten und antwortete: „Danke, Herr Kosiol, wirklich sehr gut!"

Frau Smolka sprach zu Herrn Schablowsky immer noch über den Dichter Paul Keller, denen sie meinte, diesen Dorfschullehrer hier zu ehren, wenn sie seinen so berühmten, leider viel zu früh verstorbenen Kollegen derart pries, und dann war sie an der entscheidenden Stelle, die ihre beste Freundin so sehr zum Totlachen fand: „Ich liebe ihn ja so sehr, Herr Lehrer! Ich würde so gern einmal an seinem Grab auf dem Laurentiusfriedhof in Breslau ein Vaterunser beten. Ich habe eine Photographie von dem Grabe und schrieb an Frau Keller einen zwölf Seiten langen Brief. Ich bat sie um die genauen Maße des Grabsteins, denn ich will meinem verstorbenen Mann genau den gleichen Stein setzen lassen, und denken Sie, Frau Keller hat mir doch so nett geantwortet!" — „Du und einen Grabstein setzen lassen", dachte Frau Ruda, „wenn du nur immer genug zu essen hast!" Herr Schablowsky sagte ein einziges Mal: „Sehr interessant!" dann aber gar nichts mehr, und an Frau Ruda wandte er sich überhaupt nicht, er hatte einfach Furcht vor ihr.

Sie hatte keine Zeit, darüber beleidigt zu sein, soviel gab es zu sehen und heimlich zu bekritteln, und nun, sie hätte sich wirklich totlachen können, nun brachte Helene schon das Kompott, Schüssel um Schüssel, mit Erdbeergelee, mit Apfelmus, mit Birnen und Essigpflaumen, und schon begann Pfarrer Biala zu naschen, und desgleichen der Lehrer, ja, selbst Hochwürden Globisch angelte sich eine Pflaume zierlich mit zwei Fingern. Sie mußte unbedingt andeuten, wie wenig sie ein solches Benehmen von Personen, die man immerhin gebildet nennen mußte, verstand, und zog die Augenbrauen und die Schultern mehrmals hoch. Bäcker Pokorny deutete diese Gebärde unrichtig und fragte freundlich: „Es juckt wohl?" Dann lachte er begeistert, und viele andere, die gar nichts gehört hatten, lachten einfach aus guter Laune mit. Sie gab ihm selbstverständlich keine Antwort.

In der Scheune ging es begreiflicherweise viel unfeiner zu. Da wurde so wild auf die Brühenlöffel geblasen, daß das Kreppapier schon ganz bespritzt war. Der alte Ciaja hatte so zittrige Hände, daß er oftmals verschütete, und der Kaplan hätte den geliebten Vater am liebsten auf den Schoß genommen und gefüttert wie ein Kind. Uebrigens lachte niemand über den alten Mann außer dem Studenten Woitinek, der aber eher Anlaß gehabt hätte, über den eigenen Vater zu lachen, der droben in der Hauptstube saß, und dessen Hände gleichfalls sehr zitterten, aber

nicht vom Alter, sondern vom Trinken. Studiosus Pokorny sah und hörte überhaupt nichts, denn da er Mariechen Kafka nicht sehen konnte, galt ihm die ganze Welt nichts mehr, und von der köstlichen Brühe genoß er nur ganz wenig. Der Kaplan sah ihn gütig an, und diesen Blick endlich spürte er, so daß er erschrocken auffuhr, Ciaja aber senkte sofort die Augen.

In dieser Sekunde schämte sich der junge Pokorny seiner sündigen Begierde nach einem Weibe und dachte: „Vielleicht hänge ich mich noch heute auf!" Da erkannte er entsetzt, daß auch dieser Gedanke schon wieder Sünde war, und konnte vor Scham und Angst kaum noch atmen. „Mir ist so heiß!" stöhnte er, stand auf und flüchtete in den Garten. Auf dem Bänklein, wo heute früh das Bäuerchen mit dem Kaplan gesessen hatte, saß nun er und weinte. „Wenn sie jetzt, jetzt eine innere Stimme vernimmt und in den Garten kommt, dann soll mir's ein Zeichen sein, dann will ich mein Leben lang fromm sein, Herr, aber als Priester will ich dir nicht dienen!" In ungeheurer Spannung stierte er zur Pforte, Mariechen kam nicht, und der Kaplan, der ihm vorsichtig gefolgt war, sah er nicht. Der junge Ciaja verbarg sich hinter einem Baum, spähte, schüttelte den Kopf und sagte zu sich: „Noch nicht!" Er kehrte zum Vater in die Scheune zurück, und also wurde Alois Pokorny der einzige, der den ersten Fleischgang versäumte, einen Rindsbraten, der den ganzen Mühlenhof durchduftete und genau so köstlich schmeckte, wie sein Duft es verhieß.

Hinter Veronika, die den Rotkohl und die Klöße in das Herrschaftszimmer trug, erschien der Posthilfstellenhalter und Briefträger Karl Scholz mit seiner Ledertasche. Im Dorf hatte er nur zwei Postkarten und einen Brief besorgen müssen, die übrigen Adressaten saßen und aßen allesamt bei Franzek, und es erschien ihm ungemein vergnüglich, grade bei einem Hochzeitsschmause seinen Dienst zu versehen. Woitinek erhielt eine Rechnung von einem Ratiborer Schneider, der seinem Sohn für die Kosiolhochzeit den Smoking geliefert hatte. Der Förster bekam zwei amtliche Schreiben, die er außerordentlich ernst und finster las, obwohl sie nichts Wichtiges enthielten. Swierzina nahm ein ganzes Bündel Drucksachen in Empfang und sagte beiläufig, aber sehr stolz: „Parteiangelegenheiten!" Den Brief vom Mühlenverbande, der an Herrn Kosiol gerichtet war, steckte Franzek ungelesen in die Tasche, und schließlich stand Herr Scholz vor Herrn Schablowsky, sagte: „Bitte, Herr Lehrer!" und überreichte ihm einen Brief. „Für mich?" fragte der Lehrer und wollte gleichgültig tun, aber seine Augen waren gierig, und als er die Handschrift seines Aeltesten erkannte, wurde er blaß. „Mir ist ein bißchen heiß!" sagte er, „ich gehe Luft schnappen", und er mühte sich ein welsches Lächeln ab und ging hinab und über den Hof dem Garten zu. Frau Ruda rückte sofort neben ihre Freundin, sie wollte nicht noch einmal einen so trübseligen Tischherrn haben.

Alois Pokorny hätte fast aufgeschrien, als die Gartenpforte ging, doch dann sah er den Lehrer, wie er im Gehen las und sich gegen einen Baum lehnte und jämmerlich weinte. Alois schämte sich unendlich, Zeuge des fremden Leides zu sein, kletterte vom Bänklein über den Zaun, eilte um Kosiols Grundstück ganz herum und trat in die Scheune. „Holla, Alois, bist du die Suppe endlich losgeworden?" rief Fritz Woitinek, aber Alois achtete seiner nicht, sondern raunte dem Kaplan etwas ins Ohr.

„Wie gut Sie sind!" sagte Ciaja leise und drückte ihm die Hand. „Andern helfen hilft über eigenen Kummer. Spüren Sie es nicht?" Pokorny nickte tiefgerührt, und Ciaja lächelte wie der Heiland selber, dann machte er dem schwerhörigen Vater nur ein Zeichen und ging langsam dem Garten zu, um einem Leidenden zu helfen, wenn Gott ihm die Kraft verliehe.

(Fortsetzung folgt)

Väter! Mütter!

Gebt Euern Kindern als Osterei

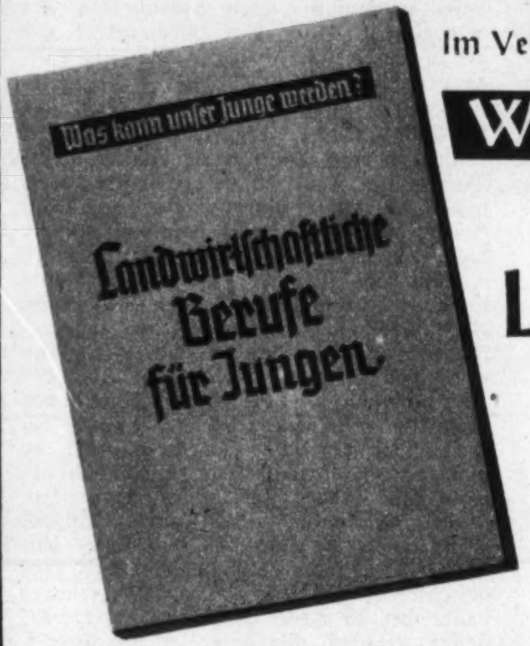
ein Sparkassenbuch oder einen Spargeschenkgutschein.

Benutzt jede Gelegenheit, den Sparwillen der Kinder zu bestärken.

Sparsamkeit hilft, im Leben voranzukommen.

Wendet Euch an

die öffentlichen mündelsicheren Sparkassen.



Im Verlag der »Reichs=Elternwarte« erschienen in der Schriftenreihe:

Was können unsere Kinder werden?

die beiden Hefte:

Landwirtschaftliche Berufe für Jungen

Von Dr. Hans Hajek

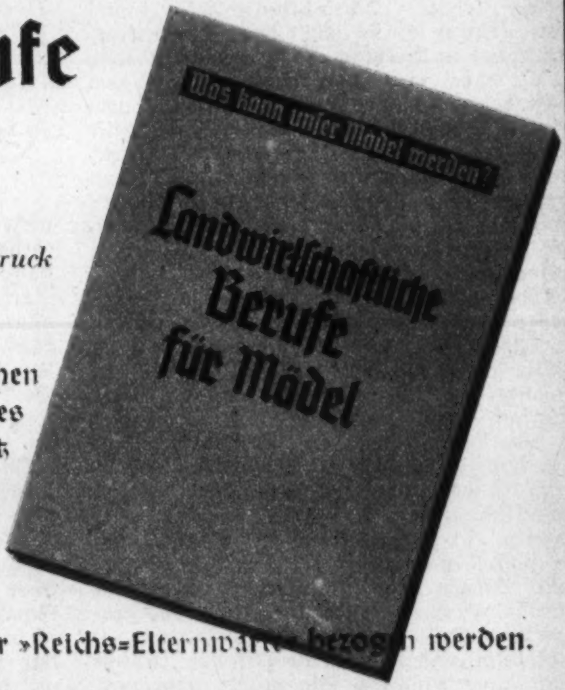
gestaltet und herausgegeben von

Wilhelm Möller=Crivitz

Hauptschriftleiter der »Reichs=Elternwarte«

Gesamtauflage 2 Millionen

Landwirtschaftliche Berufe für Mädel



Umfang der Hefte: je 96 Seiten, mit vielen Bildern in Kupfertiefdruck

Preis der Hefte je 50 Rpfg.

In anschaulicher Weise werden in diesen Heften die landwirtschaftlichen Berufe von der inneren Seite her dargestellt. Sie geben ein lebendiges Bild von der Arbeit des Landmannes und der Landfrau, vom Einsatz des Einzelnen und vom Segen der Erde. Vor allem aber weisen sie den Jungen und Mädel, die Liebe für die landwirtschaftlichen Berufe aufbringen, die Wege, die zum Ziel führen.

Die Hefte können in jeder Buchhandlung oder durch den Verlag der »Reichs=Elternwarte« bezogen werden.

Verlag der »Reichs=Elternwarte«, Heinrich Beenken, Berlin C 2

Silben-Rätsel

Aus den Silben:

al — an — ben — buch — chi — chiem — de — del — del — der — drei — drei — e — e — e — e — e — ed — en — fel — fried — fu — ge — ge — i — in — in — in — kar — kunst — le — ler — mar — men — men — ne — nen — nes — nit — pa — pos — qui — ri — rich — rie — rol — sam — see — sel — sel — send — sieg — so — ta — tan — tau — te — tof — zu

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Gotthold Ephr. Lessing ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten: 1. geometr. Figur, 2. kleine Lebewesen, 3. Luxuswagen, 4. schmaler Lederstreifen, 5. Küchenmöbel, 6. bayrischer See, 7. versteinerter Seeigel, 8. seelische Vorgänge, 9. deutsche Sagengestalt, 10. Schreibheft, 11. Nahrungsmittel, 12. Heldengedicht, 13. geograph. Begriff, 14. Gewebe, 15. Zimmerpflanze, 16. Treffen, 17. vollkommenes Vorbild, 18. Raubtier, 19. Spielzeug, 20. Zahl.

★

Rätsel-Auflösungen aus Heft 6

Zitatenrätsel. Nichts ist so hoch zu schätzen als Besonnenheit.

Versteckrätsel. Ohne Kampf ist kein Leben.

Füße gesucht. Raab, Kehle, Herder, Marsch, Bucht, Note, Mais, Murg, Wega, Maid, Ulme, Born, Dachs, Gast, Muse, Bart, Kurt, Toni, Leben. Berchtesgaden — Sizilien.

Kapitelrätsel. Laus, Igel, Tier, Zar, Messe, Arm, Neid, Nacht, Star, Zal, Acht, Dung, Terz. — Litzmannstadt.

Silbenrätsel. 1. Dielabend, 2. Irländer, 3. Erlkönig, 4. Fiedel, 5. Requisit, 6. Einkommensteuer, 7. Ureltern, 8. Detmold, 9. Iduna, 10. Segelschiff, 11. Tischtennis, 12. Abendrot, 13. Liliputaner. — Die Freud ist alles Guten Quelle.

Silbenrätsel. 1. Zulage, 2. Eselei, 3. Reißschiene, 4. Sizilien, 5. Temperament, 6. Reuter, 7. Enzian, 8. Unterseeboot, 9. Techtelmechtel, 10. Erika, 11. Sonnabend, 12. Wäscherin, 13. Einwand, 14. Stubbenkammer, 15. Entdeckung, 16. Nörgler, 17. Fehrbellin, 18. Ureltern. — Zerstreutes Wesen fuehrt uns nicht zum Ziel.

Wichtig ist es,
daß wir die Zähne jeden Abend
vor dem Schlafengehen
wirklich gewissenhaft reinigen.

CHLORODONT

Mit dem **ABC Zuschneidewerk** für die Hausschneiderei

Neues aus Altem machen

220 Modellbilder, 228 Schnittvorlagen u. Anleitung, können auch Sie **sofort** alles für groß und klein in allen Größen

selbst zuschneiden!

Preis RM 9.20 geg. Nachn.

Bernh. Albers
Hannover 3
Postfach 341

Rheuma, Grippe, Erkältungen

Herr Gg. Pabst, Buchbindermstr., Darmstadt, Soderstr. 10, schreibt am 18. 11. 40: „Seitdem ich Trineral-Ovaltabletten kenne, habe ich sie stets bei mir. Ich nehme sie vor all. vorbeugend geg. Grippe, Schnupfen u. alle Erkältungen. Mein Rheuma im Oberschenkel ist durch Trineral-Ovaltabletten verschwunden; sie helfen mir auch bei Glieder- u. Kopfschmerzen u. berufl. Anstrengg." Bei **Grippe u. Erkältungskrankheiten, Rheuma, Ischias, Gicht, Hexenschuß, Kopf- u. Nervenschmerzen** helfen die hochwirks. Trineral-Ovaltabletten. Sie werden auch von **Herz-, Magen- u. Darmempfindlichen best. vertrag. Mach.** Sie sof. ein. Versuch! Orig.-Pack. 20 Tabl. **nur 79 Pfg.** In all. Apoth. od. Trineral GmbH., München G 27 /314
Verl. Sie kostenl. Brosch. „Lebensfreude d. Gesundheit!"

Bitte nehmen Sie bei allen Bestellungen, Anfragen usw. auf die Anzeigen in der „Reichs-Elternwarte" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeigen in der „Reichs-Elternwarte" Erfolg haben.

Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins
Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8
stellt deutsche evangelische Mädchen als
Kranken- und Säuglingspflegeschülerinnen ein.
23 Kranken- und Säuglingspflegeschulen
in allen Teilen Deutschlands.

Ausbildung kostenlos. Alter 18 bis 35 Jahre. Ausbildungsdauer bei Mittel- oder Oberschulabschluß 1½ Jahre. Bei Volksschulabschluß vorher ergänzende Aufbaubildung. Auskunft und Prospekte durch obige Anschrift

---

„**Nicoton**" gegen
Bettnässen

Preis RM. 2.90. Zu haben in all. Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke **München**, Rosenstr. 6

Husten, Verschleimung, Asthma
Katarrhe, Bronchitis

sind die quälenden Zeugen einer geschwächten, reizempfindlichen, oftmals entzündlich veränderten Atmungsschleimhaut; daher ihre Hartnäckigkeit. Tritt man ihnen aber mit „Silphoscalin" entgegen, so zeigt man das richtige Verständnis für das, was hier nottut, nämlich: nicht allein der jeweiligen Beschwerden Herr zu werden, sondern vor allem auch auf das anfällige Schleimhautgewebe in wirklich heilkräftigem Sinne einzuwirken. Das ist der Vorzug von „Silphoscalin", das bei Professoren, Aerzten und Kranken entsprechende Anerkennung gefunden hat. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und die grüne Packung. — 80 Tabletten RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstr. 6. — *Verlangen Sie von der Firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos u. unverbindlich die interess. illustr. Aufklärungsschrift* S/597

Anzeigenschluß für Nummer 10 ist der 17. April

DEUTSCHE REICHSPOST
POSTSPARKASSENDIENST

Ein schönes
und
erzieherisches Geschenk
ist das
Postsparbuch!

Eltern sollten es ihren Kindern bei besonderen Gelegenheiten schenken. Ist mit der ersten Einlage der Grundstock gelegt, dann wird das Weitersparen leichter. Mit der wachsenden Einlage steigt die Freude am Besitz, die Lust zum Sparen.

Beruhigung und **Sicherheit** in den Wechselfällen des Lebens gewährt der Besitz eines kleinen Kapitals.

Das weit verbreitete Verkehrsnetz der Reichspost an allen, auch den kleinsten Orten, erleichtert Einzahlungen und Abhebungen.

Jedes Postamt stellt Dir jederzeit ein **Postsparbuch** aus!

GEWICHTSZUNAHME
VOLLERES AUSSEHEN
STÄRKERE ARBEITSLUST
durch die seit Jahren bewährten
ST. MARTIN DRAGEES
Ein Versuch überzeugt. Viele Dankschreiben
Packg. 2.50 Kur (3fach) 6.50 Prospekt gratis
Fa. W. Neumann, BERLIN N 65; 107
Pharmaz. Präparate Malplaquet Str. 24

Lehr-Stellen-Angebote

Wir suchen für Spedition
1 männl. kaufm. Lehrling
Eintritt baldmöglichst. Meldungen an
„Samlag" / Berlin NW 40
Heidestraße 73. — Telefon 35 63 31

Der Seekrieg in Bildern

Umfang 112 Seiten
mit 120 Bildern
in Kupfer-Tiefdruck

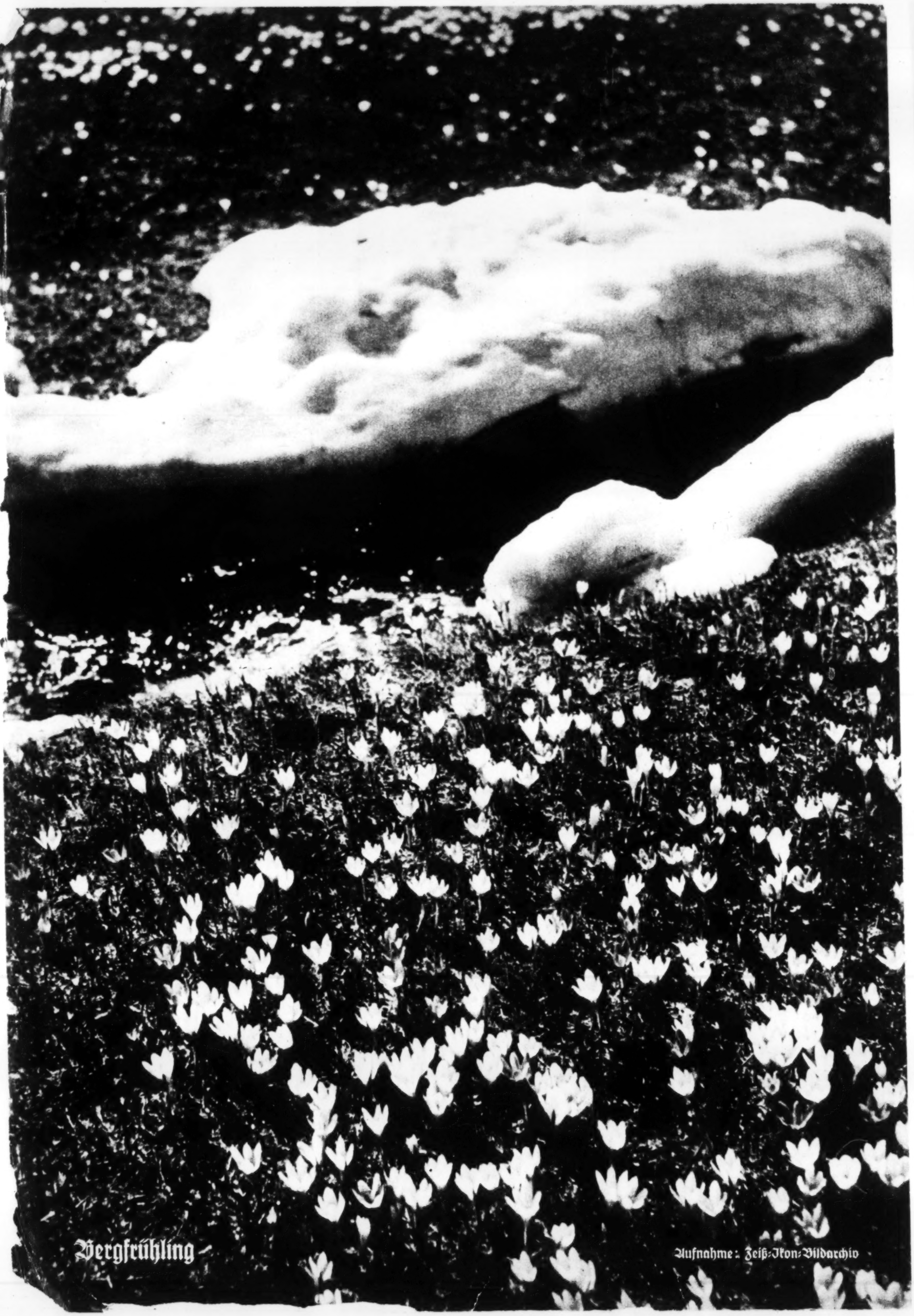
PREIS RM. 2.-

Marine-Verlag H. Beenken
Berlin C 2, Wallstr. 17-18

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

In allen Fragen der Erziehung (ausgenommen Berufsberatung) erteilt unsere pädagogische Sprechstunde gegen Rückporto kostenlos Rat und Auskunft

Anzeigenverwaltung: Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2, Wallstraße 17—18, Fernruf 16 02 55 (Sammelnummer). Postscheckkonto: Berlin 953 (Anzeigen-Abteilung). — Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Rudolf Krause, Berlin SW., Alte Jakobstraße 124. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 3.
Druck: Heinrich Beenken, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2



Bergfrühling

Aufnahme: Zeiß-Ikon-Bildarchiv